

zugerittenes Pferd vom Eigentümer benutzt oder verkauft werden kann.

Ein Pflanzler auf den Westindischen Inseln besaß ein solches Pferd, und ließ es von einem Negerjungen täglich ein paar Stunden reiten, um es vollends an Sattel und Zaum zu gewöhnen. Eines Tages aber [100] wurde das Thier wild, und ging durch. Der Junge verlor Besonnenheit und Steigbügel, und fiel in den Sand. Das galoppierende Pferd rannte noch eine Strecke weit vorwärts; dann aber hielt es an, drehte um, lief im Karriere zurück, und schlug den armen Negerjungen, welcher seine Besinnung noch nicht wieder erlangt hatte, so lange mit den Vorderhufen auf den Kopf, bis es ihm den Schädel zerschmetterte und ihn getötet hatte.

Das war die Rache für die Grausamkeit, mit welcher das Thier zur Knechtschaft gezwungen worden war. *

»Das ist ja schrecklich!« rief Luise entsetzt aus.

»Ja, schrecklich ist es«, bestätigte die Mutter, »und liefert wenigstens den Beweis, daß die Thiere sehr wohl fühlen, wenn sie gequält und gemißhandelt werden. Merke dir's, damit auch du deine Neckereien künftig unterläßt.«

»Nie wieder will ich Thiere quälen!« rief Luise, und hielt Wort.

Reisebeschreibungen

Die Reisebeschreibungen der Biedermeierzeit setzen zunächst die während der Aufklärung entwickelten Themen und Formen fort. Wie im 18., so ist auch im beginnenden 19. Jahrhundert die Reisebeschreibung die Gattung der Kinder- und Jugendliteratur, die den größten Realitätsgehalt besitzt; es scheint sogar, als übernehme diese gegen Vermerkerbung und Realitätsflucht gefeierte Gattung in der Biedermeierzeit eine kompensatorische Rolle: Wenn schon in der Realität das Kleine, Unbewegte und Hemmische vorherrscht, dann soll wenigstens in der Literatur, sei sie dokumentarisch oder fiktiv, das Großartige, Bewegungsvolle und Ungebante sich entfalten können. Noch immer verbreitet sind anfangs die pädagogischen Reisen, die Erzieher mit ihren Zöglingen, Väter mit ihren Kindern unternehmen, wobei in zunehmendem Maße nur die Söhne mit auf die Reise genommen werden, während die Tochter bei der Mutter im Hause bleiben. Auf diesen Reisen werden gelegentlich auch Orte mit von Philanthropen gegründeten Erziehungsanstalten besucht, die mittlerweile jedoch ihren Glanz eingebüßt haben.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts werden immer seltener gesellschaftliche oder gar explizit politische Themen, wie etwa noch bei Campes, erörtert. Die Informationen aus Deutschland oder fernen Ländern und anderen Kontinenten verlieren ihren engagierten pädagogisch-staatsbürgerlichen Zuschnitt. Sie beschränken sich entweder auf die Mitteilung eines schon recht standardisierten Kanons kultureller Eigentümlichkeiten oder aber auf unvertäglichke, neutrale Sachbeschreibungen. Manche Reisebeschreibungen für junge Leser ähneln frühen Formen moderner Reiseführer. Über die Reisebeschreibung vornehmlich von Reisen durch England – hält der Topos »Erwünschtesten der Technik« Einzug in das Kinder- und Jugendbuch. Die Objektbeschreibungen nehmen teilweise so viel Raum ein, daß zwischen Reisebeschreibung und Seherzählung kaum noch unterschieden werden kann.

Südamerika-, Afrika- und Australien-Reisen verdrängen allmählich die über Jahrzehnte hinweg populär gebliebenen Südseefahrten. Einen auffallend breiten Raum nehmen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die nördlichen Regionen ein: Island, Grönland, Nordpol. Besonders bei diesen Reisebeschreibungen wird deutlich, daß nicht mehr die Auseinandersetzung mit neuen Kulturen, mit anderen Menschen und Sozialsystemen im Vordergrund steht, sondern die Frage der Naturbeherrschung. Aber auch die Art der Begegnung mit Bewohnern fremder Länder und Kontinente verändert sich: Sie verlieren zunehmend an Toleranz und Friedfertigkeit. Der Kampf mit der Natur und die feindschaftlichen Auseinandersetzungen mit Einheimischen treten in den Vordergrund, wodurch ein neues Genre der Kinder- und Jugendliteratur vorbereitet wird. Der abenteuerliche Reisebericht leiht über zum exotischen Abenteuerbuch, einem Genre, dem nur wenige Jahrzehnte später Karl May zur ungeheuren Popularität verholfen hat.

Als besonderes Subgenre läßt sich des weiteren die Auswanderergeschichte ausmachen. In ihr werden, besonders nach den schweren Hungerjahren um 1816 und um 1846, die Erlebnisse von Auswanderern nach Amerika während der Überfahrt und auf der Suche nach einer neuen Heimat geschildert. Häufig, so etwa bei Dietz und Gräfe, sind die Reisebeschreibungen für junge Leser Bearbeitungen von wissenschaftlichen Reiseberichten oder populären, aber für Erwachsene gedachten ReiseDarstellungen. Die Qualität der Adaptionen schwankt stark; die Spannbreite der Bearbeitungen reicht vom bloßen Austausch einzelner »schwerer« Wörter bis zur vollständigen Transponierung in eine altersgemäße Sprache. Beilehr sind auch Sammelbände oder großangelegte Reihewerke, in denen, oft ohne jede Systematik, Reisebeschreibungen unterschiedlichster Qualität vereint sind. Das bloß kommerzielle Interesse an diesen Werken ist häufig nicht zu übersehen.

Wie vielfältig Formen und Themen der Reisebeschreibung

im 19. Jahrhundert sind, wie unterschiedlich die jeweilige Mischung von Naturgeschichtlichem, Ethnologischem und Abenteuerlichem ausfällt, verdeutlichen schon die geläufigen Titel dieser Gattung: *Reisebilder, Land- und Seebilder, Sitzzenbuch, Naturbilder, Völkergemalde, Kosmorama, Panoramen, Entdeckungsfahrt, Zonenbilder, Streifzüge*.

LEOPOLD CHIMANI

Das Landleben oder Lustreisen der Familie Friedheim in ländliche Gegenden

1821

[8] Abreise am Morgen.

Die Familie Friedheim hätte schon einige Male gern weitere Spatzergänge gemacht, um die Allmacht, Güte und Weisheit in der neu belebten Natur zu bewundern, und ihr Herz dankend zum Schöpfer und Geber alles Guten zu erheben; aber noch immer hatten dringende Geschäfte den Vater verhindert, eine Lustwanderung nach *Burgdorf* zu Herrn *Wahman*, der dort ein Landhaus bewohnte, mit den Seinigen zu machen, wie er den Kindern schon längst versprochen hatte.

Endlich kam der längst erwünschte Tag, an welchem sich der Vater von allen Amtsverrichtungen lossagen konnte, und den er ganz seinen Kindern schenken wollte. Das herrlichste Wetter begünstigte die Lustreise, und die Thurnuhr hatte noch nicht fünf geschlagen, so waren schon alle drey Kinder auf den Beinen. *Isabelle* hatte die zwey Brüder geweckt; denn die Sehnsucht nach dem Vergnügen, das sie am folgenden Tage genießen sollte, hatte sie kaum bis zur Morgendämmerung schlafen lassen.

Schnell hatten sich die Kinder angekleidet, und mit ihren Aeltern den Morgensegen gebethet. Ihre Freude wurde noch vermehrt, als ihnen die Mutter sagte, daß auch sie heute ihnen auf der Lustreise Gesellschaft leisten wolle. Die Kinder klatschen in die Hände, und schmiegen sich freudig an die Mutter, um sie zu bitten, daß sie eilig das Frühstück bringen lasse, welches auch geschwinder als sonst verzehrt wurde.

Otto brachte dann dem Vater Hut, Stock und Handschuh, *Isabelle* war um die Mutter beschäftigt, um ihr das Halsstuch umzugeben, und *Edward* [9] stelle sich reisefertig an die Thür. Der Vater erinnerte, daß, so heiter auch der Morgen sey, es doch nicht überflüssig seyn dürfte, daß sie sich mit Regenschirmen versahen, weil das Apri'll-Wetter so veränderlich sey, daß es selbst zum Sprichworte geworden ist. Otto both sich an, einen Schirm zu tragen, den zweyten nahm der Vater anstatt des Stockes, und so ging es zur Thür und zum Stadthore hinaus.

Empfindungen am Morgen.

Der Morgen war noch kühl; der Vater ermunterte die Kinder, Anfangs etwas schneller zu gehen, um sich zu erwärmen, und als sie vor der Stadt die in ihrer Pracht aufgehende Sonne, das schöne Grün der Wiesen, welches mit gelben und weißen Blümchen besät war, und die mit Blüthen bedeckten Bäume sahen, erhob sich ihr Hertz zur lauten Freude: »O wie herrlich, o wie schön ist dieser Anblick!« riefen sie, »welch einen herrlichen Morgen hat uns der liebe Gott heute bereitet.« Da nahm der Vater ehrerbietig den Hut von dem Haupte, blickte gen Himmel, und stimmte das Morgenlied an, welches alle mit gerührten Herzen sangen:

Lobt den Herrn! Die Morgensonne
Weckt die Flur aus ihrer Ruh,
Und der ganzen Schöpfung Wonne
Strömt verjüngt uns wieder zu.

Lobt den Herrn! In frühen Düften
Lobet ihn der Wiesen Flor;
Auf den Bäumen, in den Lüften
Lobet ihn der Vögel Chor.

Lobt den Herrn! Auf grünen Triften
Brüllt das Vieh ihm seinen Dank
Hier im Staub, wie in den Lüften
Tön' ihm froh der Lobgesang.

Die Lerche in der Luft.

[10]

»O hören Sie, lieber Vater«, sagte *Isabelle*, wie die Lerche in unsern Morgengesang eingestimmt hat; sehen Sie nur, wie sie sich trillernd hoch in die Luft erhebt; wie sie im Bogenförmigen Flug herum gaukelt, und singend bald in eine ungeheure Höhe steigt, daß sie dem Auge kaum mehr sichtbar ist, bald sich in schiefen Linie herab läßt; jetzt steigt sie wieder senkrecht in die Höhe, jetzt fällt sie eben so wieder herab, und immer singt sie frohlockend im lauten Geschwirre.

Vater. Auch sie freuet sich des schönen Frühlingmorgens, und ist froh in ihrer Heimath, in welche sie vernuthlich erst vor einigen Tagen, von den erwärmenden Sonnenstrahlen angehockt, zurück gekehrt ist.

Edward. Ist sie denn nicht auch im Winter bey uns?
Oto. Nein, lieber *Edward*. Die Lerchen scheuen die Kälte, und würden auch bey uns im Winter, wenn alle Felder mit tiefem Schnee bedeckt sind, vor Hunger umkommen müssen; denn damals finden sie keine Insecten, keine Sämereyen, von denen sie sich nähren.

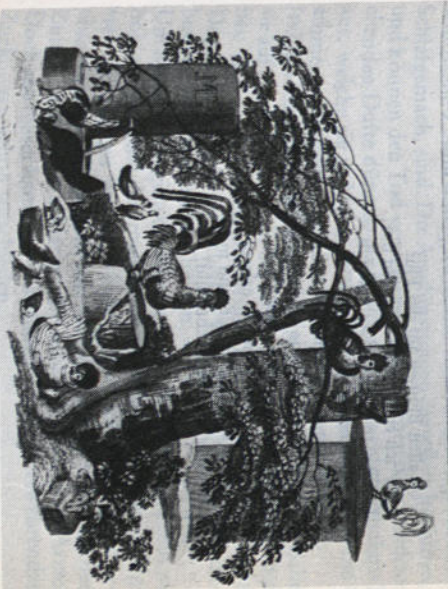
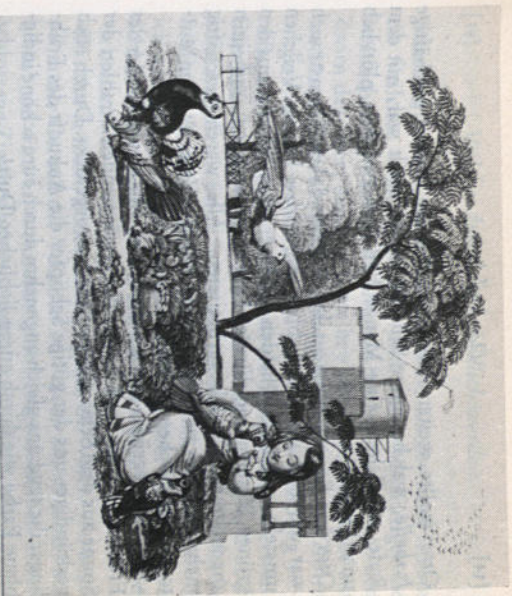
Edward. Wo zieht denn die Lerche hin, wenn es bey uns kalt wird?

Oto. Schon im September und October, wenn die Felder ganz leer sind, versammeln sich die Lerchen in ungeheure Scharen, und wandern, bevor es bey uns noch reifet, in wärmere Länder. Sie ziehen weit über das Meer fort, bis in den heißen Weltheil nach Afrika.

Isabelle. Weiß man denn dieses gewiß?

Otto. Die Seefahrer sehen sie oft Scharenweise über das Meer fliegen. Oft lassen sich die Lerchen auf ein Schiff nieder, welches ihnen begegnet, um auf der [11] weiten Reise auszuruhen; in *Malta* und in den Inseln des mittelländischen Meeres sieht man oft ganze Scharen Lerchen ankommen, um dort einige Zeit der Ruhe zu pflegen; dann ziehen sie weiter ostwärts bis nach den Küsten von Syrien und Aegypten, ja sie wandern noch weiter bis nach Nubien und den Küsten des rothen Meeres in Abyssinien. Wenn wir nach Hause kommen, will ich euch auf der Landkarte die Länder zeigen, in welcher die Lerchen den Winter zubringen, und ich will euch den Weg weisen, den sie dahin nehmen.

Vater. Mich freuet es lieber *Otto*, daß du deinen Geschwistern so viel von der Lerche erzählen kannst. Wer weiß, wo diese Lerche, welche uns jetzt durch ihren Gesang so angenehm ergetzt, den Winter zugebracht hat? Müssen wir nicht die Weisheit und Güte des Schöpfers in diesem kleinen Thiere bewundern? Er sorgt für alle Geschöpfe. Da die Lerche bey uns im Winter durch Kälte und Hunger umkommen müßte, so hat ihr der gute Gott den natürlichen Trieb und auch die Kraft in ihre Flügel gegeben, daß sie in die entferntesten warmen Länder über Berge und Thal, über Flüsse und Seen, und selbst über das unüberschaubare Weltmeer zieht. Wer hat ihr den Weg dorthin vorgezeichnet? Wer geleitet sie wieder zu uns her? Wer hat sie gelehrt, die Reise zeitlich vor dem Winter und damahls anzutreten, wenn sie durch die reichliche Nahrung im Sommer gestärkt, am kraftvollsten zu der weiten Wanderung ist, und Mangel und Hunger auf der erdlangen Reise am leichtesten ertragen kann? Wie vorsichtig tritt sie die Reise in Gesellschaft mehrerer an, damit eine die andere warnen und beschützen kann. Sehen wir nicht in allem diesen die weisen Einrichtungen des allmächtigen Schöpfers, der für das unbedeutendste Thier, so wie für sein Ebenbild, den Menschen, sorgt. [...]



[14] Das Veilchen.

Otto wollte weiter reden, als ihm die immer geschäftige *Isabelle*, welche einige Schritte voraus geeilt war, mit dem Rufe: »Veilchen, eine Menge Veilchen sind da!« plötzlich unterbrach.

Otto und *Edward* eilten zu ihr, und sieh da! ein Dornstrauch war um und um mit lieblich duftenden blauen Veilchen umstellt, welche bescheiden mit ihrer Blumenkrone aus den grünen Blättern und dürrern Laube hervorragten, und einen angenehmen Geruch verbreiteten. Alle waren geschäftig mehrere davon zu pflü-[15]cken, um dem Vater und der Mutter ein Sträußchen zu binden.

»Seyd mir gegrüßt«, sprach der Vater, »ihr ersten Kinder des Frühlings; auch euch haben die erwärmenden Strahlen der Sonne aus dem Schooße der Erde hervorgelockt. Durch euch verkündigt er der gütige Schöpfer die Ankunft des Frühlings; ihr seyd uns gleich angenehm durch eure schöne indigblaue Farbe wie durch euren lieblichen Duft!

Von allen Blumen auf der Flur
Lieb' ich euch holde Veilchen nur,
Die ihr, in dunkles Laub gehüllt,
Mit Balsamduft die Lüfte füllt.
Zufrieden, — ob euch niemand sieht,
Wie reizend und wie schön ihr blüht —
Wenn eurer Dülfe Lieblichkeit,
Der Farbe Schönheit, uns erfreut,
Seyd ihr bescheiden, süß und mild
Der echten *Demuth* Ebenbild!
[...]

[18] Veilchenduft kann schädlich werden.

Während dieses Gespräches hatten die Kinder rund herum alle Veilchen rein abgepflückt, und waren beschäftigt die Sträußchen für Vater und Mutter zu binden. *Isabelle* gab den Zwirn dazu her; denn sie hatte bey allen Spaziergängen auf der Mutter Rath zur guten Vorsorge immer Nadel und Zwirn mitgenommen, wenn vielleicht etwas an der Kleidung zerreiße, und auch dieses Mahl hatte sie darauf nicht vergessen. Die Sträußchen wurden den Aeltern übergeben, und noch hatte *Isabelle* die Schürze von den lieben Veilchen, welche die Brüder in dieselbe gegeben hatten, halb voll. »Diese alle will ich nach Hause tragen«, sprach das Mädchen, »und in unser Schlafzimmer legen; da werden sie einen angenehmen Duft verbreiten!«

»Das thu ja nicht, liebes Kind«, sprach der Vater: »So annehmen der Geruch der Veilchen im Freyen ist, so scharf und betäubend wird er, wenn man eine Menge derselben in verschlossene Zimmer bringt, zumahl wenn diese eng, wie euer Schlafgemach, sind. Die Ausdünstungen derselben betäuben, und können den Tod verursachen: denn neben dem wohlriechenden Dufte dünnen die Veilchen eine Stickluft (Stickgas) aus, welche sie in Menge bey sich führen, und die zum Einathmen untauglich ist. Hört folgende Trauergeschichte:

[19] Ein Mädchen pflichtete einst eine Menge Veilchen, welche sie auf einem Teller in ihr Schlafzimmer stellte, das klein, und bey der noch rauhen Witterung mit Doppelfenstern und Doppelthüren gut verschlossen war. Das Mädchen ging unbesorgt zu Bette, und schlief ein.

Um Mitternacht ging die Mutter in das Zimmer, um etwas zu hohlen, und fand ihr armes Kind sinnlos und in den heftigsten Zuckungen im Bette liegen. Von Schrecken ganz betäubt, konnte die Mutter die Ursache dieser schrecklichen Zufälle sich nicht erklären. Sie schickte nach dem Arzte. Doch ehe dieser kam, war das Mädchen unter fortwährenden Zuckungen schon verschieden.

Der Arzt entdeckte sogleich, daß das Mädchen durch die Ausdünstungen der Veilchen erstickt sey; er wendete alle Mittel zur Wiederbelebung des Kindes an; aber vergebens; es war ohne Rettung todt. [...]

[20] *Der Ackersmann.*

Wie die kleine Gesellschaft lustwandelnd den Weg weiter fortsetzte, entdeckte *Eduard* von ferne zwey Ochsen, die den Pflug den Acker entlang zogen. Hinten drein ging der Ackersmann, und drückte die Pflugsschar tief in die Erde, welche dadurch in großen Schollen aufgerissen wurde. Besonders gefiel dem Knaben, wie die Furchen eine neben der andern der Länge nach im Acker gezogen waren. Nur wenige Schritte hinter dem Ackersmanne versammelten sich eine Menge schwarzer Saatkrähen, welche wacker mit ihren langen Schnäbeln in die Erde pickten, und dem Pfluge ohne Scheu zu folgen schienen. Nebenbey erhoben sich wieder Lerchen schwirrend in die Luft, und zwischerten ihren frohen Morgengesang.

Eduard fragte, was denn dieser Mann dort auf dem Felde thue?
»Dieser Mann dort«, sprach der Vater, »den du hinter dem Pfluge gehen siehst, bestelle sein Feld; er ackert, um dann den Samen in die Erde zu säen, aus welchem die Saat hervorkommt, die in Halme und Aehren aufschießt, und uns die Feldfrüchte, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer u. d. gl. bringt. Du siehst nun hier einen Menschen in der ehrrwürdigen, aber von so vielen stolzen Stättern gering geachteten Beschäftigung begriffen, das Erdreich zur Hervorbringung der uns unentbehrlichen Getreidearten vorzubereiten. Denn glaub mir, der Landmann, Ackersmann, Bauer oder wie du ihn nennen magst, ist eine sehr wichtige Person im Staate, der im Schweisse des Angesichtes die Erde bearbeitet, damit sie uns jene Früchte liefere, ohne welche wir nicht leben können.

Das Mehl, aus welchem Brot gebacken, und so viele wohlgeschmackte Speisen bereitet werden, die wir täglich genießen, wird aus den Körnern gemahlen, welche uns der Landmann von seinen Äckern liefert. Viele andere Früchte, Gemüse, Erdäpfel, Krautköpfe, Obst und die meisten Eßwaren kommen von ihm. Er zieht Getügel, Mast- und Schlachtrvieh für uns, und nimmt bey seiner sauren Mühle mit einem geringen Nutzen vorlieb.

JOHANN HEINRICH MEYNIER

Reise durch Deutschland

1821; 3., verb. Aufl. 1837

[Frankfurt am Main]

[1,317] Munter rolle unser Wagen durch die Vorstadt *Sachsenhausen*, die an dem linken Mainufer liegt, und größtentheils von Gärten, Fischen, Handar[318]betern bewohnt wird, die ihrer Rohheit wegen in übelm Ruf stehen.

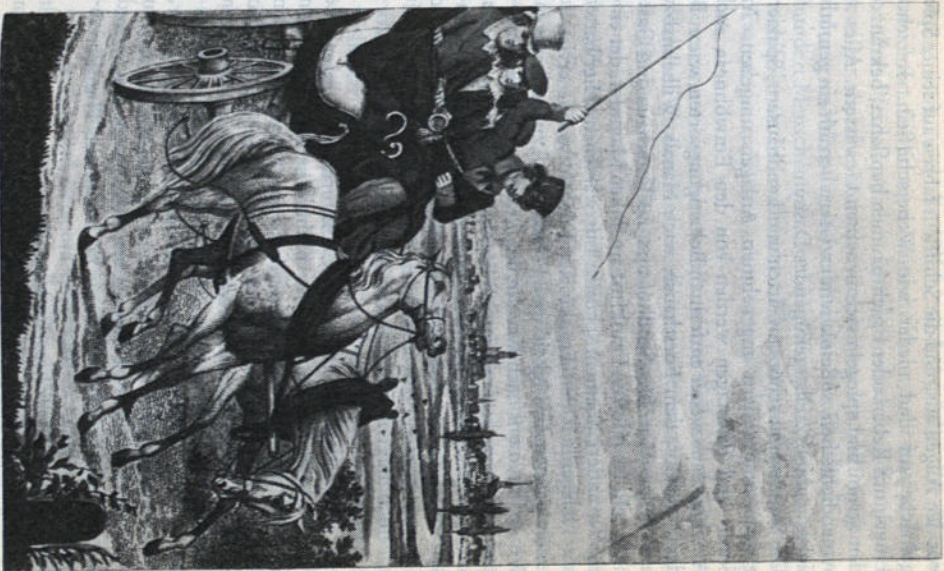
Wir führen über die schöne 400 Fuß lange steinerne Brücke, durch welche die Stadt Frankfurt mit dieser Vorstadt verbunden ist. – Diese alte ehemalige Reichs- jetzt freie deutsche Stadt hat 48,000 Einwohner, unter welchen sich viele Juden befinden, die zum Theil bedeutende Häuser errichteten. So haben z. B. die Herren von Rothschild hier ihren Sitz und leiten von Frankfurt aus die größten Geldgeschäfte Europas.

Die Straßen von Frankfurt sind, wie in den meisten alten deutschen Reichsstädten unregelmäßig und eng in der Altstadt; die Zeil, die neue Mainzerstraße und einige andere zeichnen sich dagegen durch Schönheit und Regelmäßigkeit

aus. Unter den Gebäuden der Stadt ist unstreitig das merkwürdigste der Römer, der den großen Kaisersaal, das ehemalige Wahlzimmer der Kurfürsten und das Archiv umschließt, in dem die goldne Bulle aufbewahrt wird, die Kaiser Karl IV. (1365) gab. In diesem Saale, der in jedem Deutschen großartige Erinnerungen wecken muß, sahen wir in gothischen Nischen die Bildnisse der deutschen Kaiser von Conrad I. bis zu dem letzten, dem jüngst verstorbenen Kaiser Franz II. Es scheint hohe Zeit gewesen zu seyn, daß das alte deutsche Reich zusammenbrach, denn der Kaisersaal hat für keine Nische mehr Raum. Ehemals empfing in demselben der neugewählte Kaiser [319] die Huldigung der Stadt, jetzt feiert die Schuljugend in ihm jährlich ihre festlichen Aufzüge; so ändern sich die Zeiten.

Der Römerberg vor dem Rathause sah einst bei den Kaiserwahlen wunderliche Festlichkeiten, hier brat man einen ganzen Ochsen öffentlich am Spieße und schlug sich um die Beute; hier strömte aus dem Doppeladler eines Springbrunnens Wein, von dem der Erbschenk dem Kaiser schöpfte; hier wart der Erzschatzmeister die Krönungsmünze unter das Volk, und füllte der Erzmarshall dem Kaiser ein silbernes Maas mit Hafer. Kein deutscher Kaiser schen seine Würde mit Reche zu besitzen, wenn nicht das Volk auf dem Römerberge bei seiner Wahl sich um den Kopf des Sieres und den Beutel des Erzschatzmeisters in heißem Kampfe gestritten habe. [...]

[320] Die Gegend um Frankfurt ist, obgleich nicht großartig, doch lieblich und fruchtbar. Kleine Hügel schwellen hier und da sanft empor in der reizenden Ebene, die, so weit das Auge reicht, von Obstbaumalleen durchschnitten ist. Apfelbäume von ungewöhnlicher Größe senken an der Straße ihre fruchtschweren Aeste bis zur Erde herab, gleich als wollten sie ihr ihre Erstlinge zum Dankopfer bringen. Nirgends gewährt die weite Ebene den einförmigen, ermüdenden, tödlichen Anblick der ungeheuren Flächen im nördlichen Deutschland. Der herrliche Mainstrom breitet sich ruhig wie ein See



vor den Augen aus, und die Schiffein fahren auf seiner Spiegelfläche auf und nieder wie Weberschifflein. Reizende Hügel, mit Reben oder Fruchtbäumen bepflanzt, bekränzen den Strom und spiegeln sich in seinen Gewässern. Alles an seinen lieblichen, süßeinladenden Ufern veräth ein gemüthliches, ruhiges, selbstgenügendes Daseyn.

Die Stadt ist mit schönen Gärten und Landhäusern, Spaziergängen und andern angenehmen Anlagen umgeben. An Sonn- und Feiertagen werden von den Einwohnern auch Ausflüge nach weiter entfernten Belustigungsorten, wie z. B. dem Sandhof, dem Forsthaus, nach Hanau, Wilhelmshad u. s. w. gemacht. Der Sandhof und das Forsthaus sind Gasthöfe, eine Stunde von Frankfurt am linken Mainufer, der eine an, der andere in einem schönen Lustwäldchen. Hier hatten wir Gelegenheit den Frankfurter Bürger, so wie er ist, in seiner ganzen Lustigkeit und Fröhlichkeit zu beobachten. Wir glauben uns nach Wien in den Prater zurück versetzt. Ueberall bemerken wir an den Frankfurter Bürgern, sowohl in ihrem Anzug als in ihrem Benehmen, sehr viel Wohlhabenheit und einen gewissen Grad von Bildung. Ihre Söhne und Töchter tanzen nicht minder zierlich und kunstmäßig, oft mit noch mehr Anstand als die Töchter und Söhne der Vornehmen.

[32] Das behagliche Leben der Frankfurter ist meistens die Frucht ihres Fleißes und des blühenden Handels. Dem Künstler und Handwerker werden seine Arbeiten von den Kaufleuten in Menge abgenommen und gut bezahlt. Wer also Trieb zur Thätigkeit und Geschicklichkeit besitzt, dem kann es an einem Ort, wie dieser, nicht leicht an einem dankbaren Verdienste fehlen. Der größte Reichthum aber ist hier, wie in allen großen Handelsstädten, bei den Kaufleuten. In Frankfurt sind mehrere Häuser, die Millionen besitzen, und bei manchem Geschäfte, das sie unternehmen, Hunderttausende gewinnen.

Den größten Theil ihres Wohlstandes verdankt diese Stadt dem Main, der sie in Verbindung mit dem Rhein und dem

Meere setzt, und die Zufuhr und Ausfuhr aller Waaren erleichtert. Ein einziges Mannschiff kann mehr tragen, als fünf hundert Pferde zu ziehen vermögen, und doch kann es von weniger als zehn Menschen regiert werden, dahingegen die Leitung und Verpflegung von fünf hundert Pferden über zwei hundert Menschen erfordert. Die Wasserfracht ist daher viel wohlfeiler als die Landfracht, und deswegen können auch alle Waaren, die zu Wasser ankommen, wohlfeiler verkauft werden, als andere.

Eine zweite Ursache von Frankfurts Wohlstand sind seine jährlichen großen Messen, die von einer unzähligen Menge Kaufleuten und Käufern aus den entferntesten Ländern besucht werden.

[323] Zu keiner Zeit ist Frankfurt interessanter, als zur Meßzeit. Das Gewühl der Handelnden, das Gedränge auf den Marktplätzen, die Lebhaftigkeit auf den Straßen, das bunte Gemisch von großen Handelsherren und kleinen Krämer, von vornnehmen Leuten und Beutelschneidern, Marktschreibern, Gauklern gewährt dem Auge des Beobachters ein sehr abwechselndes, anziehendes, täglich neues Schauspiel. Als wir in Frankfurt verweilen näherte sich die Zeit, wo diese wichtige Handelsstadt dem deutschen Zollvereine sich anzuschließen entschlossen war. Man hoffte von dieser Verbindung das Beste für Frankfurt und das ganze Vaterland.

Ich habe schon erwähnt, daß wir zu Frankfurt nirgends lieber lustwandeln, als an den Gestaden des Mains, wegen der Lebhaftigkeit, die hier zu Wasser und zu Lande herrscht. [...] Ganz besonders interessant war die Abfahrt des Marktschiffes, das täglich von Frankfurt nach Mainz abgeht, und wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, eine Strecke darauf den Main hinab zu [324] schwimmen, um auch zu sehen, wie es in seinem Innern zugeht.

Bei dieser Wasserpartie fiel uns das Bild eines Hahnes auf, das auf der Mainbrücke stand. »Ich sehe es Ihnen an, sagte ein alter Obshändler von Bornheim, daß Sie sich über den Hahn wundern, der auf der Brücke stolzirt. Das hat er verdient um

die Brücke, ohne ihn wäre sie nie zu Stande gekommen. Sehen Sie, der Baumeister konnte mit dem Bau zur rechten Zeit nicht fertig werden und mußte zuletzt ein Pact mit dem Satan schließen. Ich will die Brücke vollenden, sagte der Uran, aber der erste, welcher über sie geht, muß mein seyn. Der Baumeister gestand dies zu und in Einer Nacht war das Werk der Hölle fertig. Der Satan hatte nun auf seinen Lohn, allein kaum ergrauete der Morgen, so trieb der Baumeister einen dürrn Hahn über die Brücke, ehe sie noch jemand betrat. Der Böse hatte sein Spiel verloren, rächte sich aber doch indem er zwei Löcher in die Brücke brach, die man jetzt noch sieht und Niemand ausfüllen kann! « — »Schweig doch still sage ein Sachsenhäuser, was gehen der Hölle die Löcher auf der Brücke an. Man hat sie gelassen, um in Kriegszeiten dem Feinde leicht den Uebergang verwehren zu können. «

In den nächsten Umgebungen Frankfurts fanden wir Östreichische und preußische Truppen, welche aber keineswegs eine drohende Stellung gegen den alten [325] Sitz der deutschen Kaiser behaupteten, sondern allen zum Schutz der Ordnung aufgestellt waren, nachdem im Jahre 1833 Meuchelmörder einen Versuch gemacht hatten, mehrere in den frankfurter Gefängnissen festgehaltene Verbrecher zu befreien.

AMALIA SCHOPPE

*Die Auswanderer nach Brasilien oder die Hütte am**Gigionbonha*

1828

[1] *Erste Abtheilung.*

1.

Ihr habt gewiß schon oft davon gehört, meine theuren, geliebten Kinder, daß aus dem mit Menschen fast überfüllten Europa, dessen Boden kaum mehr die erforderliche Nahrung für die Vielen hervorbringen vermag, Leute nach andern Weltheilen, namentlich aber nach Amerika, auswandern, um dort unter einem andern Himmelsstriche das zu suchen, was ihnen in der Heimath zu fehlen begann, nämlich Nahrung und hinreichenden Unterhalt.

[2] Viele dieser Armen haben sich freilich in ihren fröhlichen Erwartungen und oft allzu hoch gespannten Hoffnungen getäuscht gesehen, denn statt ein glücklicheres Loos zu finden, fanden sie Mangel, Elend und Sklaverei, während Andre wieder weit über ihre Erwartung glücklich wurden.

Unter den Ländern in Amerika, wohin Europäer, durch wirklich drückenden Mangel oder durch Auswanderungssucht getrieben, ihre Zuflucht in neuerer Zeit zu nehmen pflegen, steht Brasilien oben an.

Dieses große Reich in Süd-Amerika, zum Theil zwischen den Wendekreisen gelegen, also unter dem von der Natur in Hinsicht der Vegetation am meisten begünstigten Himmelsstriche, hat einen Flächeninhalt von mehr als 100,000 Quadratmeilen, wovon kaum 1000 angebaut sind, und bietet so den Auswanderern große Hoffnungen für ihr Fortkommen dar.

Früher war dieses ungeheure Reich nur eine Provinz des in

Europa nicht eben bedeutenden Königreichs Portugal, und wurde von Vicekönigen und Statthaltern regiert. Seit dem Jahre 1822 hat sich Brasilien jedoch von Portugal gänzlich [3] losgesagt, und der Kronprinz dieses letztern Landes ist als Kaiser von Brasilien unter dem Namen Peter I. feierlich ausgerufen und anerkannt worden, so daß dieses Reich jetzt einen von Europa durchaus unabhängigen Staat bildet, dessen wachsende Größe vielleicht dereinst ganz Süd-Amerika furchbar werden kann.

Wenn die Bevölkerung in Europa nun fast allzu stark für diesen, im Vergleich mit Amerika, sehr kleinen Welttheil ist, so leidet Brasilien dagegen einen großen Mangel an Einwohnern, denn man zählt nur 4,221,000 Menschen auf seine 100,000 Quadratmeilen Flächeninhalt, und so ist die gegenwärtige Regierung stets darauf bedacht, Fremde, besonders Europäer, in das Land zu ziehen, die sie zum Theil mit großen Versprechungen dahin lockt, welche aber selten erfüllt werden.

Trotz dem, und nach so vielen traurigen Erfahrungen, welche von den unglücklichen Auswanderern gemacht worden sind, gehen doch noch jährlich viele, viele Schiffe mit Männern, Frauen und Kindern ab, die ihr Glück in Brasilien suchen wollen, und mancher junge Mann hat wohl von gold-¹flänen Bergen geträumt, indem er mit fröhlichem Muth die ein Schiff bestieg; das Auswanderer nach dem gepriesenen Brasilien brachte; Mancher setzte wohl seine letzte Habe daran, um nur die Kosten der Ueberfahrt, die ziemlich bedeutend sind, bestreiten zu können.

2.

Nicht Wandrungssucht, nicht Uebermuth war es, die Vater *Riemann*, einen fleißigen, wackern Landmann in Württemberg, zu dem Entschlusse trieben, mit den geliebten Seinigen die theure Heimath, den väterlichen Boden zu verlassen, um in der Ferne ein ungewisses Glück zu suchen.

Mißwachs, Hagelschlag und Viehsterben hatten nach und nach den einst so blühenden Wohlstand dieser Familie völlig untergraben, und jetzt stand Vater Riemann wieder vor seinen Getreidefeldern, die ein Hagelschlag verwüstet hatte. Die grünen, reich gefüllten Halme lagen alle am Boden; auch nicht ein einziger war dem Verderben entgangen und aufrecht stehen geblieben. Diese Felder waren die letzte Hoffnung der Armen [5] gewesen, denn wenn der Ertrag derselben reichlich ausfiel, so konnten sie sich noch retten und durften nicht allein auf hinlängliche Nahrung im Laute des Jahres für sich rechnen, sondern auch noch auf einen kleinen Ueberschuß hoffen, um einen Theil der seit zwei Jahren schuldigen Pacht abtragen zu können, denn Vater Riemann besaß kein eigenes Grundstück, sondern hatte ein solches nur von einem reichen Gutsherrn gepachtet; nur die kleine, unscheinbare Hütte mit dem unbedeutenden Gemüsegärtchen war ein Erbtheil seines Vaters, und auch diese war bereits sehr verschuldet, weil stets sich erneuende Unfälle ihn gezwungen hatten, Geld darauf aufzunehmen, oder anzuleihen. [. . .]

[7] Eben wollte er sich jetzt wieder nach Hause begeben, als er in der Ferne singende Stimmen hörte; es waren Männer, Frauen und Kinder, die das jetzt überall verbreitete Volkslied sangen:

„Brasilien ist nicht weit von hier“, u. s. w.

wodurch sie sich gleichsam zu ihrer mühevollen, beschwerlichen Wanderschaft aufzununtern schienen.

Es dauerte nicht lange, so sah er den Trupp, etwa aus 70 bis 80 Leuten jedes Alters und Geschlechts bestehend, her-¹[8]ankommen. Alle trugen Bündel auf dem Rücken, Einige solche auch unter dem Arm. Mütter führten ihre kleinem Kinder, die kaum fort konnten, liebevoll an der Hand und baten die Andern, nicht so schnell zu gehen, um nicht mit den armen Kleinen zurückbleiben zu müssen. Starke, rüstige Bur-sche zogen kleine Karren und Wagen, worauf in bunter Urdnung mancherlei Geräth gepackt war; einige Hunde, die

treu ergebenen Begleiter der Menschen, folgten dem Zuge und hielten sich immer an der Seite ihrer Herren, die sie auch im Unglück nicht verlassen wollten, manchem Menschen zur Beschämung, der nur so lange ein treuer Begleiter auf der Lebensreise blieb, als das Glück seinem Freunde lächelt. Alle gingen baarfuß, theils des leichtern Fortkommens wegen, theils um das Fußzeug zu schonen. Einige alte Männer rauchten aus kurzen, schwarz gebrannten Pfeifen; Kinder nagten an Brodrinden, ihnen von dem frommen Mitleid in den Dörfern gereicht, durch die der Zug gegangen war, und wo Armuth herrschte, wie unter ihnen. Ein munterer Bursche hatte seine Rohrflöte hervor-[9]gezogen und spielte im Fortwandel die Melodie des oben angeführten Volksliedes, wozu Andere sangen.

Der Zug ging dicht an Vater Riemann vorüber, und freundlich grüßte jeder den wackern Landmann.

»Wohin geht Euer Weg?« fragte der Greis einen robusten Mann in den besten Jahren, der eins seiner Kinder, einen Säugling, auf dem Arme trug, während das andere, ein hübscher, rothbäckiger Knabe, munter neben ihm herrabte.

»Unser Lied sagt es Euch«, antwortete ihm der Mann, einen Augenblick bei ihm stillstehend.

»Also nach Brasilien?« fragte Riemann weiter.

»Ja, nach Brasilien; hier müßten wir ja verhungern, denn der Boden will uns nicht mehr ernähren; da wollen wir denn unser Glück in dem Lande suchen, wo Haufen von Gold und Silber hell am Tage liegen sollen, wie Viele uns versichert haben. Nun, finden wir denn auch das nicht, so wissen wir doch gewiß, daß Land genug – und überflüssig – für fleißige Hände da ist, und daß wir dort nicht zu verhungern brauchen.«

[10] »Wo schiffst Ihr Euch denn ein?« war Riemanns Frage, dessen Seele plötzlich wie durch einen Lichtstrahl erhellt wurde.

»In Holland, wo Schiffe in Menge bereit liegen, um Auswanderer nach der neuen Erde zu führen. Doch gehabt Euch

wohl; die Andern sind schon weit voraus und ich muß eilen, um sie wieder einzuholen!«

»Gott segne Eure Wanderschaft!« rief Riemann ihm nach.

»Danke! danke!« erscholl es zurück, und bald war der bunte Zug seinen Augen entrrückt, weil er um einen Hügel gebogen war, der den Eingang des weiter hinunter liegenden Thals versperrte.

»Nach Brasilien!« sagte Riemann bei sich, indem er in Gedanken versunken den Rückweg zu seiner Hütte antrat. »Ich muß mir die Sache näher überlegen und dann? – Wer weiß, ob Gott mir nicht den Weg zur Rettung durch diese Leute gezeigt hat!«

[11]

3.

»Kinder«, sagte Vater Riemann, als er zu den Seinen in die Hütte trat, die an den Zügen seines Gesichts abnehmen wollten, ob alle Hoffnung für die Ernte verloren sei, »Kinder, der Hagelschlag hat unsre schönen Saatäcker gänzlich verwüstet, und an eine Ernte ist dieses Jahr nicht für uns zu denken..... [..]

[12] Ihr wißt, daß der Kaiser von Brasilien fleißigen Leuten, die in sein Land kommen, Unterstützung angedeihen läßt, ihnen Boden zum Bebauen, ja selbst Getreide und Ackergeräth schenkt, weil sein großes Reich nicht genugsam bevolkert ist, und überdieß die Eingebornen wenig vom Ackerbau verstehen.....«

»Nun, Vater, was wollt Ihr mit diesen Reden?« unterbrach ihn sein ältester Sohn Conrad, ein wackerer, rüstiger Bursche, indem er den Vater mit forschenden Augen ansah.

»Ich wollte Euch nur vorschlagen, meine Kinder«, fuhr Riemann fort, »diese Hütte und alles Ueberflüssige zu verkaufen, für den Erlös unsre Schulden zu bezahlen – denn als ethnische Leute wollen wir von hier gehen – und uns für den Ueberrest des Geldes sämmtlich nach Brasilien hinüberschiffen [13] zu lassen, wo wir, wenn wir fortwährend fleißig und

brav sind, im Schweiß unsers Angesichts unser Brod wohl finden werden.»

»Das ist ein guter, vernünftiger Vorschlag, Vater!« rief Conrad feurig, denn wie alle junge Leute, hatte er den Trieb in sich, ferne, unbekannte Gegenden sehen zu wollen; und zudem, was hatte man denn in der Heimath zu erwarten, als Noth und Elend?

Margarethe aber und die andern Kinder – denn eine Frau hatte Riemann schon seit Jahren nicht mehr – schlugen die Augen nieder, und ein Seutzer stahl sich aus ihrer geliebten Brust. Ach! es schien ihnen so schwer, sich von der geliebten Heimath, von dem theuren Boden zu trennen, der sie werden sah! Ihr Gärtchen sollten sie verlassen, in dem sie jeden Strauch gepflanzt hatten; den einzigen Kirschaum, dessen Früchten sie jedes Jahr mit solcher Sehnsucht entgegen gesehen; die Hollunder-Laube, die ihnen Schutz und Kühlung gab, wenn sie nun von der heißen Feldarbeit heimkehrten und ein Viertelstündchen im Schattен derselben ruhen konnten; ach! [4] und mehr als alles dieses betrübte sie der Gedanke, nicht mehr sehen, es alljährlich nicht mehr am Todestage derselben mit frischen Blumen und Kränzen schmücken zu sollen!

Vater Riemann erröth, was in ihren Herzen vorging; und auch er seutzte; dann aber sprach er nach einer ziemlich langen, bedeutungsvollen Pause:

»Ich weiß, was Ihr Andern mir einzuwenden haben könnt; aber ich sehe nur noch diesen Weg der Rettung für uns, denn betteln, Kinder, betteln können wir ja doch nicht, und Arbeit ist für uns in dieser ganzen Gegend nicht zu finden, die mit Menschen allzusehr schon überfüllt ist.« [...]

[15] Zweite Abtheilung.

Die Hütte, so wie Alles, was nur irgend noch entbehrt werden konnte, war jetzt von Vater Riemann verkauft worden; er bezahlte alle seine kleinen Schulden, nahm von seinen Nachbarn und Freunden Abschied, wobei es nicht ohne recht viele Thränen abging, denn Alle liebten und schätzten den braven, guten Mann, und ermahnte dann die Seinen, sich auf die Trennung von der geliebten Heimath gefaßt zu machen, denn der Tag sei da, wo sie diese verlassen wollten.

Nachdem Riemann Alles bezahlt und berichtigt hatte, blieb ihm noch eine Summe von 300 Thalern übrig, und mit dieser sollten fünf Personen, außer Margarethens Säuglinge, nicht nur die Reise nach Holland, sondern auch die Uebertahrt nach dem fernem Brasilien bestreiten; tief auf seutzte der Greis, wenn er dieses, nach Verhältniß so geringe, Geld ansah; doch ließ er den Muth nicht sinken, auch jetzt fest auf Gott vertrauend.

[16] »Du, Conrad«, sprach er zu seinem ältesten Sohne, als nun alle Anstalten zur Abreise getroffen waren, »Du, als der Rüstigste von uns, magst vorausgehen und für uns Plätze auf einem zu Amsterdäm liegenden Schiffe bedingen, denn dort, wie ich weiß, gehen diejenigen ab, welche Auswanderer nach Süd-Amerika bringen; wenn wir dann nachkommen, ist Alles bereit, und wir können dann vereint unsre Fahrt antreten. Hier hast Du zehn Thaler; mit diesem Gelde wirst Du gewiß die Reise machen können.«

»Vater«, rief Conrad, »ich bedarf nicht der Hälfte von diesem Gelde; Gott soll mich bewahren, eine so große Summe zu verbrauchen!«

»Nimm sie immerhin an, mein Sohn«, sagte der Vater; »was Du übrig behältst, kommt uns ja späterhin wieder zu Gute.«

Conrad widersprach nicht länger, streckte das Geld ein, nahm seinen Bündel, nebst dem seiner Schwester Margarethe, die

den ihrigen nicht fortbringen konnte, weil sie ihren Säugling zu tragen hatte, auf den Rücken von dem wohlgemuth [17] seine Reise an, etwas langsamer von den Uebriegen gefolgt, denn wenn auch seine jüngere Schwester Anna und sein Bruder Wilhelm, die funfzehn und siebenzehn Jahr alt waren, schnell genug gehen konnten, so erlaubte doch das Alter dem Vater nicht, so rüstig vorwärts zu schreiben, wie er, und auch Margarethe wurde durch ihre theure Bürde, ihren geliebten Säugling, zu bedächtigen Schritten angehalten.

Auf dem Hügel vor dem Dorfe standen Alle still und blickten noch einmal nach der geliebten Heimath hin, die sie nun wohl nie mehr im Leben wiedersehen sollten. Margarethens Blicke hingen an der großen Linde vor dem Pfarrhofs, wo sie ihren geliebten verstorbenen Mann zuerst gesehen, und unter deren kühlen Schatten sie in fröhlicher Jugend so manchen Tanz an Sonn- und Festtagen gemacht hatte. Vater Riemann schaute noch einmal auf den Kirchhof zurück, unter dessen Erdhügel sein getreues Weib, die liebevolle Mutter seiner Kinder, die Gefährtin früherer, glücklicherer Tage, den ewigen Schlaf schlief, und die Blicke Annens und Wilhelms hingen an dem geliebten Gärtchen, in dem der [18] uns bekannte, von ihnen mit eigener Hand gepflanzte Kirschbaum mit seinen schönen, rothen Früchten stand, die hell im Glanze der eben aufgehenden Sonne schimmerten.

»Jetzt kommt!« sagte der Vater, den Seutzer zurückdrängend, der seine Brust hob; »kommt, Kinder, wir werden sonst noch ganz wehmüthig; es ist besser, wir scheiden schnell von hier!«

»O hartes, hartes Schicksal!« rief Margarethe, eine Thräne, die heiß über ihre Wange rollte, mit der flachen Hand abtrocknend. [...]

2.

Nach vielen Mühseligkeiten und Beschwerden langte man [19] endlich in der großen, berühmten Stadt Amsterdam, der zweiten Handelsstadt der Welt, an. Vater Riemann begab sich, nachdem er ein schickliches Obdach für die Seinen gefunden hatte, nach dem Hafen, in dem viele Schiffe lagen und wohin er Conrad bescheden hatte, von dem er vermuthen durfte, daß er schon lange vor ihnen angelangt sein würde.

Er hatte sich hierin auch nicht getäuscht, denn in einem am Strande auf- und abwandeln den Jünglinge erkannte er sogleich seinen Sohn und eilte auf ihn zu.

»Wie steht es, Conrad, hast Du ein Schiff für uns gefunden, und sind die Preise nicht allzu hoch?« fragte er ihn, ihm die Hand herzlich drückend.

»Es ist Alles schon abgemacht«, entgegnete ihm Conrad, einen Seutzer mit Gewalt zurückdrängend, der in seiner Brust emporstieg. »Für zweihundert Thaler, die habt Ihr doch noch, Vater? — für zweihundert Thaler nimmt uns ein Capitain, dessen Schiff segelertig liegt, nach Brasilien hinüber.«

»Wie, für zweihundert Thaler, mein Sohn?« entgegnete ihm der überraschte Vater. »Die Summe ist sehr gering, [20] weit geringer, als ich erwartet hatte; hast Du dem braven Mann denn auch gesagt, daß wir fünf Personen, außer Margarethens Säugling, sind?«

»Er weiß Alles, mein Vater, und nimmt uns für das Geld mit; nur müssen wir gleich an Bord gehen, denn das Schiff wartet nur auf günstigen Wind, um die Anker zu lichten und in See zu stechen.«

»So billig hätte ich mir die Ueberfahrt nicht gedacht«, sagte der Vater; »ich glaube mit den 250 Thalern, die ich noch habe, kaum für die Kosten zu reichen, und jetzt habe ich noch 50 Thaler übrig; nun, das ist Gottes Segen, mein Sohn; der Capitain muß ein christlicher Mann sein!«

Conrad seufzte, indem der Vater diese Worte sprach, und wendete das Gesicht ab, um die Thränen zu verbergen, die seinen Augen entströmten.

»Was ist Dir, Conrad?« fragte der Vater, dem seine große innere Bewegung nicht entging. »Du warst erst der Freudigste zu dieser Reise; solltest Du jetzt anders darüber denken? sollte sie Dir leid sein?«

[21] »O nein, Vater, gewiß nicht! Ich weiß, daß nur sie uns wird retten können, und trete sie so gern an«, entgegnete ihm Conrad, sich zusammennehmend und die Thräne im Auge zerdrückend, die sich in dasselbe drängte. »Kommt«, fuhr er fort, »laßt uns jetzt meine Geschwister aufsuchen und dann so schnell als möglich an Bord gehen; das Schiff könnte sonst ohne uns absegeln, und es möchte uns dann nicht leicht sein, eine eben so wohlthelle Ueberfahrt wieder zu bedingen.«

Vater Riemann fand diesen Vorschlag ganz vernünftig und führte Conrad nach der Herberge, wo die Uebrigen ängstlich auf die Rückkehr des Vaters und Bruders harren.

Die Zeche wurde bezahlt, Jedes nahm sein Bündelchen, und man trat den Weg zum Strande an. Gegen eine geringe Vergütung brachte ein Boot sie an den Bord des Schiffes *Aurora*, auf welchem die Ueberfahrt bedungen war. Es war schon ganz mit Auswanderern angefüllt, die zum Theil auf, zum Theil unter dem Verdecke lagen und der Abfahrt mit Ungeduld harren.

»So, seid Ihr wirklich da?« fragte der Capitain der [22] *Aurora*, ein Mann von einem wilden, abschreckenden Ansehen, unsren Conrad. »Sind das Die, für welche Ihr die Ueberfahrt bedungen habt?« fuhr er fort, auf Conrads Vater und Geschwister zeigend. »Doch keinen Schritt weiter an Bord, bis Ihr mir baar die Ueberfahrtskosten entrichtet habt. Man kann sich mit solchem Gesindel nicht genug in Acht nehmen, und beim Teufel, so vorsichtig ich auch bin, so werde ich doch oft von ihm über's Ohr gehauen.«

»Ich habe das Geld«, entgegnete ihm Conrad ernst; »aber Gesindel, wie Ihr uns zu nennen beliebt, sind wir nicht, son-

dem ehrliche Leute, die ihren Verpflichtungen treu nachkommen werden.«

»Das muß ich erst sehen«, sagte der Capitain mit einem widerigen, grinsenden Lachen. »Mit dem Munde sind alle Eures gleichen ehrlich und brav, aber wenn's an's Klappen geht, ich meine, an's Bezahlen, dann zeigt es sich, was man von ihnen zu halten hat.«

»Vater, gebt mir Euren Geldbeutel, ich will mit dem Manne richtig machen, wenn Ihr es erlaubt«, sagte Conrad [23] zu diesem, der vor Unwillen und Schrecken über den unwürdigen Empfang gänzlich verstummt war.

»Da, nimm, mein Sohn«, sagte Riemann endlich, den ledernen Gurt, welchen er um den Leib trug, abschallend und dem Geldbeutel hervornehmend; »nimm, und mache Du mit dem Manne richtig.«

Conrad folgte jetzt dem Capitain, der voran ging, in dessen Cajüte, zahlte ihm die zweihundert Thaler aus, und unterschrieb dann ein Papier, das dieser ihm schweigend vorlegte, wobei eine heiße Thräne auf dasselbe niedertraufelte.

»Ihr scheint mir ein gar empfindsamer Bursche zu sein«, sagte der Capitain, sein Weinen bemerkend; »das wird nicht gut zu dem Stände passen, dem Ihr künftig angehören sollt. Zum Teufel mit den Thränen, junger Mensch! überlaßt die den Kindern und alten Weibern, und das sage ich Euch, macht mir nur nicht solch ein Ojemine-Gesicht, wenn wir nun zu *Rio** [24] ankommen, denn dann möchte ich einen schlechten Markt mit Euch thun!«

»Fürchtet das nicht, Herr Capitain«, entgegnete ihm Conrad; »es sollen die letzten Thränen sein, die ich über mein Unglück vergieße. Ich bin ein Mann, und will mich auch als solcher betragen; mein guter Vater hat mich gelehrt, das Unvermeidliche mit Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen.«

»Nun, das ist vernünftig, junger Mensch«, sagte der Capitain, das vor ihm auf dem Tische aufgezählt liegende Geld

* *Rio Janeiro*, die Haupt- und Residenzstadt Brasiliens, wird von Schiffen und andern Personen oft bloß *Rio*, der Kürze wegen, genannt.

einstrichend und in einen Schrank verschließend. »Aber hört, noch ein Wort! Ihr habt da einen Bruder, der auch schon ein hübscher, ansehnlicher Bursche ist; ich glaube, er giebt Euch an Größe und Stärke wenig nach — wie wär's, wenn Ihr den beredeter — versteh sich, auch heimlich, dem Euer Alter würd's wohl nicht leiden, wie Ihr mir gesag't habt — wenn Ihr ihn beredeter, mir auch ein solches Papier zu unterschreiben, wie Ihr es eben unterschrieben habt?«

»Gott soll mich behüten, meinen Bruder auch in die [25] Schlarvei zu führen!« rief Conrad, mit dem Ausdruck des Abscheu's und Entsetzens auf dem Gesichte.

»Es versteht sich von selbst, daß Ihr das nicht umsonst thun sollt!«, fuhr der Capitain fort, ohne sich abschrecken zu lassen. »Ich zahle Euch für die Unterschrift funfzig Thaler zurück, funfzig schöne, blanke Thaler.«

»Nicht um tausend würde ich es thun«, entgegnete ihm Conrad fest; »denk nicht weiter daran, und begnügt Euch damit, mein Blut und Leben mir abgekauft zu haben.«

»Ich lege noch zehn Thaler zu, denn der Bursche gefällt mir«, sagte der Capitain, seinen Geldschrank öffnend und einen schweren Beutel hervorziehend.

»Bemüht Euch nicht weiter, ich habe Euch schon genug gewort.«

»Ich zahle Euch siebenzig Thaler für die Unterschrift!« —

»Und wenn Ihr mir zehntausend böter, es wird nichts daraus!«

»Nun, so scheert Euch zum Teufel, Ihr seid ein alberner Gesell!«

[26] Conrad verließ jetzt die Cajüte und kehrte zu den Seinen zurück, die mit Aengstlichkeit seiner harren.

»Ist alles in Ordnung?« fragte ihn der Vater; »dürfen wir hier bleiben?«

»Ja, alles ist wie es sein soll«, entgegnete ihm Conrad; »man wird gleich kommen, und uns unter dem Verdeck Raum für uns selbst und für unstre Sachen anzeigen.«

Nach einer Weile kam auch wirklich der Schiffmeister und gebot ihnen, ihm in den Raum hinab zu folgen.

3.

Der Platz, welcher jedem angewiesen wurde, war nicht breiter als fünf Fuß, und die Länge hatte nur sieben Fuß; in diesem mußten sie sich bewegen, essen, schlafen, trinken, ja selbst ihre Sachen aufbewahren. Die Luft war drückend heiß und verpestet, denn noch an siebenzig andre Auswanderer, zum Theil aus dem niedrigsten, schlechtesten Gesindel bestehend, waren in diesem Schiffe und theilten den Raum mit ihnen. Die Speisen, welche man ihnen reichte, waren sehr schlecht und [27] halb verdorben, denn überall wurde nur auf Ersparung gesehen.

Aus dem Schiffszwieback, der einen Haupttheil ihrer Nahrung ausmachte, krochen die Würmer hervor, und ehe man ihn genießen konnte, mußte man diese erst allemal herausklopfen. Zu Mittag bekamen sie gekochte Hülsenfrüchte, als getrocknete Erbsen und Bohnen, in denen ein Stück ranzigen Specks gekocht war, wovon jeder ein ganz kleines Stückerchen erhielt, das man aber wegen seines üblen, salzigen Geschmacks kaum genießen konnte.

Wasser, und noch dazu verdorbenes, war fast ihr einziges Getränk, und doch würden sie sich noch glücklich geschätzt haben, wenn es ihnen nur in gehöriger Menge gereicht worden wäre; aber fast immer mußten sie den entsetzlichen Durst leiden, noch mehr erregt durch die salzigen Speisen, die man ihnen gab.

Still und geduldig wie immer ertrug Vater Riemann diese Leiden, sich mit der Hoffnung tröstend, daß sie doch nun bald ein Ende nehmen müßten; als aber Margarethens Säugling [28] erkrankte, weil die unglückliche Mutter nicht mehr Nahrung genug für ihn hatte, da füllte sich sein Auge mit Thränen des Kummers, da betete er:

»Ist's möglich, so nimm diesen Kelch von mir!«

Aber der himmlische Vater fand es für gut, sie noch mehr zu prüfen; Margarethens Säugling, ein holder, lieber Knabe, bis-

her die einzige Wonne der Mutter, ihr süßester Trost, die Freude des guten Großvaters, starb an den Folgen des Mangels an Nahrung und frischer, gesunder Luft, und Margarethe mußte sehen, wie man die kleine Leiche auf ein Brett band und in die See hinab ließ, den Fischen zur Speise.

Welche Thränen flossen da nicht aus dem Auge der Mutter, wie erbannte das Herz des liebenden Großvaters! wie still waren die übrigen Kinder!

Dann sagte Vater Riemann wieder: »Herr, dein Wille geschehe!« und die Lebigen beteten es nach.

Auch nicht ohne Gefahr war diese Reise, denn, schon der Küste Brasiliens nahe, erhob sich ein mächtiger Seesturm; das Schiff wurde wie ein leichter Ball von einer Seite zur andern [29] geworfen und schwankte fürchterlich. Die Lage der armen Auswanderer war um so schrecklicher, da der Capitain sie mit Gewalt in den Raun zurücktreiben ließ, und diesen mit festen Riegeln verschloß, weil er sich vor ihrem Geschrei und Gejammer oben auf dem Verdeck – wohin sie in ihrer Angst gestürzt waren – fürchtere, und von ihnen in seinen Geschäften gestört zu werden glaubte, welches auch so unrecht nicht war, denn bei solchen Gelegenheiten muß der Führer eines Schiffs seine ganze Besonnenheit zusammen zu halten suchen.

Schrecklich aber war die Lage der Eingesperrten, denn durch das Schwanken des Schiffs wurden sie immer von einer Seite zur andern geworfen, und fanden nirgends einen festen Halt. Kisten, Koffer, mitgenommenes Hausgeräth stürzte auf sie, und verunsachte ihnen gefährliche Wunden, Quetschungen und Beulen; dazu wurden Viele von jener abscheulichen Krankheit ergriffen, die unter dem Namen der Seekrankheit bekannt ist, und ich kann Euch, meine Geliebten, aus eigener Erfahrung versichern, daß kaum eine andre ihr an Schmerzhaftigkeit gleich kommt.

[30] »Gott hat es wohl gemacht«, sagte Margarethe, als ein augenblicklicher Stillstand in dem Wüthen der empörrten Elemente eintrat, »Gott hat es wohl gemacht, meinen armen

kleinen Anton vor diesem Unfall zu sich zu nehmen, denn würde er nicht vielleicht einen schmerzhaften Tod gefunden haben, wenn er jetzt noch lebte? Wie hätte ich das kleine hilflose Geschöpf halten, wie es vor dem Zerschmettern gegen die Wände des schwankenden Schiffs beschützen sollten? Ja, der Name des Herrn sei gelobt in Ewigkeit!«

KARL GRUMBACH

Die Reisemappe

1828

[154] *London in ganz neuester Zeit.*

Der Kanal unter der Themse.

Wer will nicht von einem Augenzeugen hören über das Werk von einer Größe, Festigkeit und Schönheit, das noch den spätesten Enkeln als Denkmal einer Zeit zeugen wird, in welcher Männer lebten, die Riesenplane nicht nur zu entwerfen, sondern auch auszuführen wußten? Ich schreibe hier wörtlich ab, was ich an der Baustätte über den *Kanal unter der Themse* in das Notizenbuch bemerkte. Dieser Kanal wird gewiß das non plus ultra. Man fing das Werk damit an, daß auf dem rechten Themseufer, nahe am Wasser, eine runde, senkrechte Vertiefung, wie unsere Brunnen sind, gegraben, und fest ausgemauert wurde. An 85 Stufen führen hinunter. Nun begann man erst das horizontale Eingraben zweier gewölbten Hallen, die eine feste Mauer von Quadersteinen scheidet. Sobald so weit hineingegraben ist, daß ein Bogen gespannt werden kann, so wird auf der Stelle das Gewölbe gebaut, [155] und dadurch jedem möglichen Einsturze vorgebeugt. Wirklich (den 29. September 1826) sind sie 40 Fuß

unter dem Hochwasser, und schon segeln die Masten über den Häuptern der Arbeiter. Der Aussage eines Aufsehers zu Folge werden wöchentlich 10 bis 14 Fuß gefertigt. Der Blick in die Hallen, in denen Gaslichter flimmern, ist der Anblick des gestirnten Himmels in sehr finst'rer Nacht. Die über der Erde am Eingange angebrachte Dampfmaschine arbeitet für eine Schaar menschlicher Hände. Sie zieht allen Schutt herauf, läßt alle Steine hinab u. s. w., und fördert so den Tag der Vollendung. Wie viele Zweifel und Widersprüche hat nicht dies Werk schon veranlaßt! Mancher sah' es als einen Versuch an, der die Ausgeburth des Tollsinns sey. Wer aber an der Stelle war, Techniker oder nicht, und die einfach scheinende glückliche Idee, nach der das Kunstwerk durchgeführt wird, kennen lernte, bei dem fällt aller Zweifel an der Ausführung weg. Der Einfachheit in der Anlage ungeachtet bleib' dies nicht erhö'rt' Unternehmen das einzige in seiner Art, das in großem Zeitestrome stets ein Gegenstand des Anstauens verbleiben wird.

Die Gaslichter.

Wenn in andern Städten nur bei hochfestlichen Anlässen Illuminationen veranstaltet werden, und wenn sich Jeder bemühet, die Zahl der Talglichter [56] zu vermehren, um den ge'wöhnlichen Tag in die Stunden der Mitternacht zu verlängern; so steh' London jeden Abend in seinem Lichtglanze. Sobald die Dämmung eintritt, fangen die Gaslichter in den hängenden Stadlaternen an zu brennen, und geben das Beleuchtungssignal. Nun vermehren sie sich in allen Richtungen und in einer halben Stunde steh' die Stadt in blendendem Strahlenshimmer. Das reine, sanftzitternde Lichten, millionenzählig in den verschiedensten Figuren in allen Kaufhäusern leuchtend, giebt Allen, was am Tage nur schön war, jetzt einen zauberischen Anstrich. Durch die Reflexe angebrachter Spiegel wiederholen und verlängern sich die ohnehin so malerisch schön geordneten Waren in den tiefsten Läden bis zu

unabsehbaren, in weit entferntem Hintergrunde zusammenlaufenden Perspektiven. Der Neuling weiß sich Anfangs kaum zu fassen. Er wird so sehr überrascht, daß er sich, den menschlichen Wohnungen entrückt, in jene Feenschlosser versetzt glaubt, von denen des Dichters Einbildungskraft fabelt.

Die Wasserleitungen.

Eben so bewundernsw'rt, wenn sie auch keinen Glanz verbreiten, sind die Wasserleitungen. Es ist eine erstaunliche Aufgabe, in *solcher Stadt* Vorrichtungen zu treffen, daß nicht nur in jedem, auch dem kleinsten, Häuschen, bis an das äußerste [57] Ende, das Wass'wasser aus dem messingnen Krännechen sprudelt, sondern daß in manchen Gebäuden die Röhren bis über das flache Dach hinaufgetrieben sind. Das Wass' zum Trinken – weit besser, als man es nach Londons natürlicher Lage erwarten konnte – wird aus hinlänglich zahlreichen, in den Straßen angebrachten Brunnen geschöpft. Eine jährliche mäßige Abgabe, die der Hauseigentümer entrichtet, bringe und unterhält ihm Licht und Wass'.

HEINRICH AUGUST MÜLLER

Die Lust- und Kinderreise durch das malerische Thüringen

1838

[Reisevorbereitungen]

[1] Ist's auch ganz gewiß, daß wir eine Reise machen? fragte Heinrich seinen Vater. – Wenn es von mir allein abhängt, erwiederte Herr Pilger, der ein wohlhabender Kaufmann war, so unterbleib' die Reise nicht, von der Du Dir so viel

Vergnüßen verspricht. Du weißt es ja, daß ich gewohnt bin, ein gegebenes Versprechen zu halten.

Aber, so fragte Ernst, der zweite Sohn, wohin, in *welches Land wollen wir denn reisen?* [...]

[2] – Ich denke, erwiderte der Vater, wir machen eine kleine Streiterei durch Thüringen. Es ist mein Geburtsland, an dem ich immer noch mit großer Vorliebe hange. Da ruhen meine theuern Eltern und Geschwister im Grabe; da lebte ich eine glückliche Kindheit; da finde ich noch liebe Jugendfreunde; da könnt Ihr Schönes und Merkwürdiges sehn. Wollt Ihr das? Zwingen will ich Euch dazu nicht, Ihr könnt frei wählen. . . . Alle Kinder baten zugleich: nach Thüringen laß uns reisen, es ist das Land, von dem Du uns oft erzählst hast! . . . Da giebt es hohe Berge, sprach Heinrich, den Inselberg, die Wartburg, den Aethersberg, den fabelhaften Kyffhäuser und große schauerliche Wälder. – Und gar Vieles noch, was Ihr nicht gesehn, wo-[3]von Ihr noch nichts gehört habt. In einem Monat können wir die Reise bequem enden und das verspreche ich, angenehm und nützlich wird sie für Euch sein.

Als die Knaben von dem Glücke sprachen, was sie erwartete und vielen Freuden entgegen zu gehn glaubten, die sie noch nicht genossen hatten, da belehrte sie der Vater also: ohne Beschwerden und Unannehmlichkeiten werden wir unsere Reise nicht fortsetzen. Wir können uns in einer unbekanntem Gegend verirren; die Nacht kann uns überraschen, und wir müssen unter freiem Himmel bleiben; ein Ungewitter mit Regengüssen kann uns treffen, dem nicht auszuweichen ist. Früh müßt Ihr aufstehen; Hitze ertragen und wenn Ihr dürstet, ist oft kein Quell da, den Durst zu löschen. Wenn wir eine Stadt nicht erreichen können, müßt Ihr auf einem harten Strohlager liegen; da man in mancher Dorfschenke für die Gäste keine Betten hat. Das tägliche Fahren ermüdet und man muß es aushalten. Macht Euch gefaßt, Vieles entbehren zu müssen, was Ihr hier, ohne Abzug, findet. Geduld, Ausdauer lernt man auf einer Reise. Durch Ummuth und Verdruß wür-

der Ihr das Vergnüßen schmälern und Euch das Beschwerliche unenträglich machen. Meidet vor allen Dingen jede Gefahr, vor der ich Euch warne und wagt nicht unvorsichtig. Gegen Fremde seid höflich, daß sie Euch, als wohlgeleiteten Kindern, freundlich begeben.

Der heitere Himmel; die helle Sonne, deren Licht kein Völkchen trübte, verhielt einen heitern Tag. Schon des Morgens um drei Uhr waren Alle reisefertig. Wie freute sich die Mutter über die rüstigen muttern Knaben. Mit Allem, was sie für die Reise auf dem Wagen fort-[4]bringen konnten, hatten sie ihre Lieben reichlich ausgestattet. Wehmüthig schied sie mit ihrer Tochter Marie von ihnen und sagte: der gütige Gott führe Euch gesund in meine Arme zurück! Seid auf Alles recht aufmerksam, was Euch der Vater zeigt, damit Ihr mir's erzählen könnt und macht ihm lauter Freude! [...]

[114] *Schneepfenthal*

[...]

[115] Der Muth der Knaben wurde auf dem Wege nach Schneepfenthal auf eine schwere Probe gestellt und es war ihnen, als Kindern zu verzeihn, daß sie sie nicht bestanden. Ernst aber zeigte sich doch noch als den Beherrschten. Als sie in der größten Angst waren und die Furcht vor einer möglichen Gefahr sich ihrer bemächtigt hatte, da sagte der Vater ernst: macht denn Zaghätigkeit das Uebel kleiner? Muth überwindet die Gefahr, in welcher der Feige umkömmt. Man muß ein unverschuldetes Ungemach ruhig ertragen. Ihr seid Preußen und könnt zittern? Was werdet Ihr ausrichten, wenn Euch das Herz, im Angesichte des Feindes ängstlich schlägt? Man muß seine Sache Gott empfehlen, seine Pflicht thun und wenn es gilt und Großes gewonnen werden kann, nicht an die Erhaltung eines Lebens denken, was nur mit Schimpf und Schande erkauf werden und mit Ehren nicht gerettet werden kann. Die Alten sagten schon: es ist süß – und ich

setze hinzu – es ist rühmlich und gebotren, für's Vaterland zu sterben.

Als man eine Stunde gefahren war, schaute man den Gipfel des Inselbergs nicht mehr, der in dicke Gewitterwolken gehüllt war. Nach einer Weile sah man es in den dunkeln Wolken, die sich, wie große Gebirgsmassen über einander schoben, blitzten, ohne den Donner zu hören. Wollen wir nicht in dem nächsten Dorfe einkhren? fragte der Kutscher, ich fürchte, das Gewitter kömmt uns näher. – Lieber Peter, es ist noch nichts zu fürchten, sagte Herr Pilger, fahre nur zu. Das Gewitter steht uns noch sehr fern und kann nach einer andern Gegend hinziehn. – Aber, Herr Pilger, Sie wissen es auch, daß die Wolken schneller fliegen, als ein Vogel. Eine Gefahr, die man [116] fürchtet, muß man vermeiden. – Auch die Lebensgefahr, fragte Ernst, wenn man einen Menschen retten kann, oder ein Soldat ist? – Peter brummte in den Bart und sprach: Du hast auch immer Gegenrede. Soll ich denn nie Recht haben? – Darüber wirst Du doch nicht zürnen, sagte der gutmüthige Herr Pilger, wenn Ernst die Wahrheit sagt? Die Augen waren oft nach dem Gewitter gerichtet und weil es stille zu stehn schien, fuhr man durch mehrere Dörfer, ohne anzuhalten. Peter sagte: ich glaube es nun selbst, daß wir bis Schnepfenthal kommen, ohne daß uns ein Regentropfen auf die Nase fällt. . . . Aber es hatten sich Alle getrrt, wenn sie dem Gewitter zu entgehen glauben. Sie waren zwischen dem letzten Dorfe und Schnepfenhal, als mit Sturmesschnelle das Gewitter angellogen kam. Es erhob sich ein Wind, der mit jedem Augenblick stärker wurde und, da es lange nicht geregnet hatte, Staubwolken vor sich her trieb. Da man so weit vom Dorfe, wie von Schnepfenhal entfernt war, so willigte Herr Pilger nicht in Peters Rath, nach dem Dorfe zurückzufahren. Hätte er nur das gethan, so wäre er den Außentagen der Angst über eine große Noth entgangen. Er ließ den Wagen umkehren, um nicht länger den Staubwolken ausgesetzt zu sein, und betahl dem Kutscher, so lange stille zu halten, bis der Sturm, der fast zu einem Orkan anwuchs,

vorüber sei. Daß man aber dem Gewitter selbst nicht entgehen könne, dessen war man gewiß.

Die Kinder hatten noch nie ein Ungewitter unter freiem Himmel erlebt. Herr Pilger dachte in sich, daß auch diese Erfahrung ihnen heilsam sei. Sie waren ängstlich, Hermanns Gesicht erblaßte und er sagte: wenn wir nur [117] nicht vom Blitze getroffen werden? Wären wir doch, wie es Peter wollte, in dem Dorfe geblieben? Die Mutter und Marie weinen sich todt, wenn wir nicht wieder kommen. [. . .] Der Sturm ließ nach, die Staubwolken verschwanden im Nu, als sich ein so heftiger Platzregen ergoß, als ob eine Wolke niedersrömte. Nur weniger Minuten bedurfte es, als das Wasser unter dem Wagen hinfloß und die Pferde bis über die Knie in demselben standen.

Mit ängstlicher Stimme sagte der Kutscher laut: das ist ein Wolkenbruch! Wenn uns der Blitz nicht erschlägt, so werden wir im Wasser ersaufen. – Verdrießlich sagte Herr Pilger zu ihm, da seine Kinder zagten und klagen: ach wir ertrinken! Du, alter Narr, kennst es nicht, was ein Wolkenbruch ist und redest davon. Es ist ein Platzregen. Bei einem Wolkenbruche schüttert eine Wolke auf ein Mal ihre [118] Wassermasse aus, als ob das Wasser von einer Höhe, wie bei einem Wasserfall, herabstürzte.

Der Regen ließ bald nach, statt dessen aber fing der Donner furchterlich zu brüllen und zu krachen an. War es doch, als ob große Feuerklumpen niederfielen und auf den Blitz folgte sogleich der Schlag. Die Kinder jammerten laut. Geheimes Schrecken hatte auch Herr Pilger ergriffen und er konnte kaum so viel Gewalt über sich gewinnen, daß er sagte: wir sind in Gottes Hand, er kann's nicht böse mit uns meinen! sein Walten zeigt uns immer seine Vaterliebe.

Jetzt fuhr ein Blitz, unfern des Wagens in die Erde, dem ein so lautes Donnerkrachen folgte, daß Alle, wie betäubt, waren. Darief der Vater aus: der Tod ist uns nah! laßt uns beten! Zum Beten konnte man aber nicht kommen, da die Pferde wild wurden, die der nahe Blitz schen gemacht hatte, kurz mit dem

Wagen umdrehen, welcher umgestürzt wäre, wenn der Kutscher den Zügel nicht kräftig genug führte und lenkte. Im sauseuden Gallopp liefen die wilden Thiere ins Feld hinein und kein Arm war stark genug, sie zu halten. Die Angst, gschleift zu werden, lenkte die Aufmerksamkeiten vom Gewitter etliche Minuten ab; das schnelle Laufen der Pferde unter dem Blitzen und Donnern, vermehrte aber auch die Lebensgefahr. Herr Pilger schrie dem Kutscher zu: halte doch die Pferde an! halte an! Ich kann's nicht! Ich kann's nicht! antwortete Peter. Endlich, als ihre Kraft matt wurde, und sie auf dem durchweichen Brauchfelde die Last nicht schnell fortziehen konnten, standen sie plötzlich, wie vom Donner gerührt, still. Was ist das? fragte Herr Pilger erschrocken. [119] Sind die Pferde niedergefallen? — Nein, nein, sie stehen still, weil sie nicht mehr fortkönnen und keinen Othmen haben.

Noch blitzte es; ferner aber rollte der Donner; ein heiteres Leben kehrte in die Seelen zurück; man glaubte, die Gefahr sei vorüber, aber man hatte den rechten Weg verloren, war auf dem Ackerfelde, konnte ihn nicht wieder finden, da dunkle Regenwolken den Himmel verschlossen, daß kein Lichtstrahl die Erde erhellte. Der Kutscher sagte: was fangen wir nun an? Wir sind in der Irre? [...]

Der Kutscher fand es für gut, da die Pferde sehr erhitzt waren und eine Erkältung ihnen schaden konnte, langsam zu fahren. Als es aber immer dunkeler wurde, stieg er vom Wagen, faßte das Sattelpferd am Zügel und zog sich's langsam nach. Das Gehen in dem fetten und durchnaßten Boden wurde ihm so beschwerlich, daß ihm der Schweiß von der Stirn lief. Auf ein Mal sagte er: ich habe den Weg gefunden! Diese Worte machten die Reisenden im Wagen so glücklich, als die Schiffer, die nach einer langen gefahrvollen Fahrt, wieder Land sahen. Der Himmel klärte sich auf; Sterne funkelten, man fuhr in der Hoffnung getrost weiter, irgend ein Dorf zu erreichen, wo man ein Nachtquartier finden konnte.

Die Herzen wurden ruhiger, froher sogar, weil die [120] große

Gefahr vorüber war. Der Vater sagte: welchen Dank sind wir Gott schuldig, daß er in der Todesgefahr unser Leben gnädig bewahrt! Das konnte unsere Klugheit und Kraft nicht; der mächtigste Fürst hätte es nicht vermocht. [...]

Licht! Licht! rief der Kutscher jetzt und vor uns ein hoher Berg, von dem es herscheint! Als man etwa noch eine halbe Stunde gefahren war, kam man vor einem großen Hause im Thale an. Ein Mensch stand vor der Thür. Als man ihn fragte, was dies für ein Ort wäre, erhielt man die erfreuliche Antwort: Schnepfenthal. Die Knaben sprangen fröhlich aus dem Wagen; die Gefahr war bald vergessen und groß war ihre Freude, daß sie die Nacht über nicht unter freiem Himmel zubringen durften. Wie bedauerte man sie, daß sie bei dem Gewitter und dem Regenguß, wo das Wasser, wie ein Bergstrom sich von den Bergen ins Thal ergoß, auf dem Felde waren. Die Wirthschafter waren ungemein artig und höflich, besonders ein alter Mann und man konnte es wohl merken, daß die Nähe einer Lehr- und Erziehungsanstalt wohlthätig auf ihren [121] Geist und ihr Herz gewirkt hatte. Der bisweilige Umgang mit den Lehrern und Schülern, hatte eine Art von Bildung auf sie übergetragen, die man anderswo nicht findet, wo man bei dem gemeinen Volke Mangel an guten Sitten, wenn auch eine gewisse Gümüthigkeit, doch öfter Rohheit und Ungeschliffenheit antrifft. Herr Pilger hatte seinen Söhnen oft gesagt: Stand und Reichthum giebt dem Menschen nur äußere Vorzüge; aber Verstand und Herzensgüte allein erhebt ihn über das Gemeine und weist ihm einen höhern Rang an. Das sind die Unterscheidungszeichen, an denen man seinen rechten Menschenwerth erkennt. Trachtet also nach Kenntnissen; veredelt durch sie Euer Inneres, wenn ihr Euch zu der Vollkommenheit hinan arbeiten wollt, die Euch in den Augen aller Edeln geachteter macht, als es andere Güter nicht vermögen, die so mancher Unwürdige, der arm an Geist und Hertz ist, besitzt. [...]

[122] Auf einem kurzen Spaziergange versetzte sich Herr Pilger in Gedanken in die Zeit zurück, wo er mit dem ehrwürdigen

gen Salzmännchen wandelte, der, wie ein weiser, liebevoller Vater, mit ihm allein sprach und besonders davon redete, daß der lasstehatte Mensch, der seiner Leidenschaft folgt und auf Rosen zu gehen wähnt, sich unmerklich und gewiß dem strahlenden Richter naht. Die Tugend, sprach er, ist die unerschöpfliche Quelle reiner Freude, die, wenn sich auch die Weiter des Unglücks über unserm Haupte versammeln, uns klar und hell und tröstend scheint. Auf Erden schon findet der Fromme den Himmel. Damals war es, wo er das Buch schrieb, was er den *Himmel auf Erden*¹ betitelte, das ihm welche, liebende Vater- und Mutterherzen zuwandte. Gebrauche weise, kräftig und muthig das Köstlichste im Leben, Deine Zeit, sprach er, und schatte in ihr edle Werke und bilde in ihr Geist und Herz, dann kannst Du gewiß sein, daß sie Dir die unverwelkliche Krone des Verdienstes reich, die dann noch grünt, wenn das Alter deinen Körper welk gemacht hat.

Frohe und wehmüthige Erinnerungen erwachten in Herrn Pilgers Seele! Ach, welche Schicksale hatte er erlebt, seit er hier mit Salzmännchen, wie ein Sohn, an der Hand des Vaters, wandelte! Welche Umwälzungen in der [123] Menschenwelt hatte er seit 1797 gesehen, als er hier war und ihm die Zukunft, wie ein süßer Traum, vorschwebte. Der Mann selbst, der zu ihm, wie ein Weiser aus der alten Zeit, sprach, ruhte in seinem Grabe; nur das Schöne und Gute, was er so reichlich säete, trug über demselben die herrliche Frucht.

Bei der Rückkehr fand er seine Söhne munter und fröhlich, er dachte: o, du glückliche, beneidenswerthe Jugend, wie leicht giebst du dich der heiteren Gegenwart hin und gedenktest der Ungfälle nicht, die dir vor wenigen Stunden noch so gefährlich drohten! Wären wir Erwachsende in diesem Punkte doch den Kindern gleich, manche Freude könnten wir dann genießen, die ein anhaltender Trübsinn verschleucht.

Als der Vater mit seinen Söhnen beim Frhstrück saß, da sagte

¹ *Der Himmel auf Erden*, Schnepfenhal 1797.

Heinrich: was Du uns in früherer Zeit von Salzmännchen und Schnepfenhal erzählest, davon wissen wir nur noch wenig. Du bist in Deiner Jugend hier gewesen; Du hast den weisen Lehrer persönlich kennen gelernt, sei Du so gütig, uns von ihm zu sagen, was Dir noch im Gedächtniß schwebt? – Das thut' ich gern, weil es für Euch belehrend ist und dieser Ort Euch dann interessanter sein wird. Der Vater fing also zu erzählen an:

Der berühmte Salzmännchen wurde zu Sommerda, einem Städtchen nicht weit von Weißensee – 1741² – wo sein Vater Prediger war, geboren. Nach vollendeten Schul- und Universitätsjahren wurde er ein Dorfprediger mit kätglichen Einnahmen; vier Jahre später betraf man ihn an die Andreaskirche nach Erfurt. Aber er predigte vielen Leuten, die das Dunkle und Finstere lieben, zu verständig [124] und aufgeklärt und deshalb zog er sich viele Feinde zu, die er mit Sanftmuth und Liebe überwand.

Als ein wahrer Kinderfreund, fing er an, Bücher für Kinder zu schreiben, um sie zu frommen und glücklichen Menschen zu erziehen. Er legte sein Pfarramt nieder und ging nach Dessau an das Erziehungsinstitut, welches man Philantropie nannte, um ein Jugendbildner zu werden. In Dessau konnte es ihm nicht lange gefallen, er kaufte sich das Landgut Schnepfenhal und legte hier eine Erziehungsanstalt an. Wie einst Herrmann Franke³ in Halle, so ging er mit muthiger Kraft und festem Vertrauen auf Gott, daß er sein Unternehmen segnen werde, an das schwere Werk und kam glücklich zum Ziel. Dem Beharrlichen, der nach einem edeln Ziele strebt, muß es gelingen. In der Wahl ausgezeichneter Lehrer war er glücklich. Glücklich, wie im Vaterhause, in der lachenden Natur, auf den Reisen, die Salzmännchen mit seinen

² Richtig: 1744.

³ August Hermann Francke (1663–1727) gründete verschiedene Erziehungsanstalten. Diese *Franckeschen Stiftungen*, Zentren des mitteleuropäischen Pietismus, hatten großen Einfluß auf Erziehungswesen und Kinderliteratur in Deutschland.

Zöglingen machte, lebte hier die Jugend, die aus Deutschland, der Schweiz, England, Portugal etc. sich hier versammelte und selbst zwei Prinzen von Hessen-Philippsthal waren hier. An sechs Lehrer verheiratete er seine Töchter. Froh, wie ein Vater unter guten Kindern, so lebte er unter seinen Zöglingen, die ihn, von Dank und Liebe getrieben, ihren Vater nannten. Er hielt aber mehr auf Gesundheit und Kraft, auf reine Sitten, Menschenliebe und Brauchbarkeit fürs Leben, als auf große Gelehrsamkeit, die den Kopf anfüllt und oft das Herz leer läßt. Es fanden sich strenge Tadler; die böse Zeit des Kriegs, die Napoleon herbeiführte, machte die Eltern arm, welche große Kosten für ihre Kinder nicht mehr zahlen konnten und so verfiel die [125] heilsame Anstalt. Von mehr als 60 Zöglingen waren 1809 nur noch etliche dreißig da. Den Untergang seiner Anstalt erlebte Salzmann nicht und starb 1811 im 68sten Jahre seines Lebens.

O, Salzmann war ein edler, herrlicher Mensch, der immer nur das Beste wollte. Von ihm heißt es: »seine hohe Stirn, die würdige Haltung seines Körpers, sein patriarchalischer Anstand bezeichnete ihn, als den Herrn und Vater einer großen Familie.« Er beherrschte sich selbst und wußte die jungen Seelen mit Blicken und Worten zu regieren. Er haßte den Eigennutz, war wohlthätig und hülfreich ohne Prahlerei; ehrwürdig in seinem ganzen Wesen. Tausende segnen sein Andenken.

Bei seinem Grabe, auf dem ein Fliederbäum wächst, sagte Herr Pilger zu seinen Söhnen: Dem Todesschlaf sei sanft! Wer so fromm gelebt hat, wie Du, der ist in der Ruhe und Friede Gottes ist sein Erbe. Möchten es Alle an Deinem Grabe erkennen: daß ein gemeinnütziges Leben die sichere Bahn zum Himmel ist. Kinder, gelobt es mir an der Gruft dieses Edeln, das Laster zu meiden im ganzen Leben und der Tugend treu zu bleiben, bis in den Tod. . . . Ueber dem Grabe Salzmanns richren die Söhne, in großer Rührung dem Vater die Hände und Ernst sprach: im Angesichte Gottes geloben wir es Dir, im ganzen Leben fromm zu bleiben!

Alle waren so mit den Gefühlen ihres Herzens beschäftigt, daß sie die Nähe eines Greises nicht bemerkten, der hinter ihnen stand. Herrmann schrie laut auf, als er die ehrwürdige Gestalt erblickte: ach, da ist Salzmann! – Im beruhigenden Tone sagte der Greis: Der bin ich nicht; [126] aber das Andenken dieses herrlichen Mannes wird nie aus meiner Seele weichen. Viele Tugenden lernte ich an ihm schätzen, dem Menschenfreunde, der ein götliches Leben führte. Mehr, als zwanzig Jahre, war ich sein treuer Diener und nie hat er mir ein böses Wort gesagt. Unter den Kindern war er immer am liebsten und oft hörte ich ihn sagen: sie sind meine Engel, die mein Leben erheitern, was Andere trüben. Ach, wie bescheiden war er! Kein Lob konnte seinen demüthigen Sinn erschüttern. Er erhob das fremde Verdienst und ließ das Seine wenig gelten. Im Glücke Anderer fand er seine Freude und sein Sinnes und Denken war nur immer dahin gerichtet, durch die Rede seines Mundes und seiner Schriften nützlich zu sein. Den Lohn, den er von der Welt nicht forderte, wird Gott ihm reichen. Kinder, goldene Worte hat Euer Vater gesprochen, ich habe sie gehört und verstanden, schreibt sie unauslöschlich in Euere Herzen und befolgt sie treu. Lebt wohl und reist ohne Unfall weiter.

Langsam entfernte sich der Greis, der gewiß im langen Umgange mit Salzmann diese edle Bildung erhalten hatte: denn das gute Beispiel wirkt oft mehr, als es alle Sittenlehren nicht vermögen.

Nicht genug konnte Herr Pilger die Höflichkeit und Artigkeit rühmen, mit der er sich und seine Söhne in Schnepfenthal behandelt sah. Mit der größten Bereitwilligkeit wurde ihnen alles Merkwürdige gezeigt und Salzmanns Zimmer, wo er dachte und schrieb und das reiche Naturalienkabinete, waren für sie die wichtigsten Orte.

Taschenbuch der Reisen für Freunde der Geographie

1858

[206] *Die unter Anführung von Lieutenant Richard Burton unternommene Somali-Expedition.*

Der schon durch seine kühne Pilgerfahrt nach Mekka und Medina bekannte Engländer Burton, der nicht minder vortrefflich zu erzählen als zu reisen weiß, hat in einem neuen Werke »Erste Fußkapseln in Ostafrika«¹ Bericht erstattet von einem zweiten kühnen Reiseunternehmen, das freilich keinen so günstigen Ausgang nahm wie das erste.

Das Somali-Land, die ganze Ostküste Afrika's von der Straße Bab-el-Mandeb bis einige Grade südwärts vom Kap Guardafui umfassend, war bis auf die neueste Zeit unerforscht geblieben; einen Besuch der Stadt Harar² hatte kein Reisender gewagt, weil man die feindselige Gesinnung der Eingeborenen gegen alle Fremde kannte. Für die Osmändische Kompanie und den englischen Handel überhaupt war es sehr wichtig, einen Versuch zu machen, ob sich nicht auf irgend eine Weise die Sprödigkeit der Eingeborenen überwinden lasse, und auf Anregung der Londoner Geographischen Gesellschaft ward – nachdem Lieutenant Burton im Jahre 1854 glücklich von Arabien nach Bombay zurückgekehrt war – Lord Elphinstone von den Direktoren der Kompanie ermächtigt, jenen Offizier nebst den Leutenants Herne, Stroyan und Speke abzuschicken, um von der englischen Station Aden (an der arabischen Küste) in das gegenüberliegende afrikanische Somali-[207]Land vorzudringen. Die genannten Offiziere versammelten sich zu Aden (im Sommer 1854), aber-

1 Richard Burtons (1821–90) Buch *First footsteps in East Africa, or, An exploration of Harar* erschien 1856 in London.

2 Die heutige äthiopische Stadt Harar.

Grube: Taschenbuch ... für Freunde der Geographie 265

die öffentliche Meinung sprach sich so entschieden gegen das Unternehmen aus, daß Lieutenant Burton den Entschluß faßte, allein und auf eigene Gefahr in der Tracht eines arabischen Kaufmanns (El Hay Adullah) nach Harar zu reisen. Ende Oktober schiffte er sich nach dem Aden fast gerade gegenüberliegenden Hafen von Zeyla ein, woselbst er wiederum einen Monat lang aufgehalten wurde. Der nächste Weg von Zeyla nach Harar ist 8 Tagereisen weit, und führt die sechs ersten durch das Gebiet der Eysa, die zwei letzten durch das der Nola-Gallas; diesen Weg hielt aber der Gouverneur von Zeyla für zu gefährlich und auf seinen Rath schlug Burton den Umweg durch das Gebiet der friedlicheren Gdabursi-Somal ein. Die Küstenebene, etwa 45 engl. Meilen breit, wurde in sechs Tagen durchschritten. In der Nähe des Meeres ist diese Küste eine völlige Wüste, nach dem Innern zu wird sie aber fruchtbarer; man traf zahlreiche Kameele, Schafe und Hirtenvölker, auch räuberische Beduinen. Die Hügel, welche die Ebene begrenzen, und erstrecken sich in Halbkreis um die Bucht von Zeyla von Tadshurrath auf der einen Seite bis Berberah auf der andern. Dieses von mannigfachen Thälern durchschnittene Hügelland bildet die nördliche Grenze des Gdabursi-Landes, das sich bis zur Prairie von Märar erstreckt. Der Stamm soll 10,000 bewaffnete Männer zählen und reich an Kameelen und Kühen sein. Es dauerte 16 Tage, bis man zur Märar-Prairie gelangte, welche die erste Hügelreihe von der zweiten trennt und zwischen 25 bis 28 engl. Meilen breit ist. Diese Steppe wird von den Beduinen der Eysa, Bertéri und Habr Awal durchzogen. Die Eysa schildert Burton als ein Gemischt von Widersprüchen, kindisch aber gelehrig, schlau aber ohne Einsicht, gutgeant aber jähzornig, warm von Herzen und doch belieckt durch Grausamkeit und Verrätherei. Raub und Mord gilt als Helddenthat. Mit ihren Dolchen scherzen sie sich das Haupthaar im Gemick, beschneiden den Schnurrbart und reißen den Backenbart aus. Ihre Haut ist schwarz. Die Heerden bilden

ihren Reichthum, Milch und Fleisch ihre Hauptnahrung. Sie treiben die Heerden stets bewaffnet aus. Die Pferde sind klein und unansehnlich. Die Eysa bekennen sich zwar zum Islam, sind aber nicht eben eifrig in der Erfüllung seiner Gebote. Dem Spiel, namentlich dem Schachspiel, sind sie eifrig ergeben; der Sand ist ihr Brett, mit den Fin-[208]gen ziehen sie die Felder; Steinchen, Holzstückchen und Kameelmist müssen die Figuren vertreten. Um die Spieler sammelt sich ein lärmender und disputirender Haufe. Höchst erfreut sind sie, wenn ein Durchreisender Neuigkeiten erzählt.

Nachdem vom 23. Dezember in wenigen Tagen die Märasteppe durchzogen war, gelangte man zu einer Ackerbau treibenden Bevölkerung. Burton erzählte:

»Wir gelangten ziemlich rasch an s Ende des Thals, wo ein wohl betretener Fußpfad uns ankündigte, daß wir im Begriff standen, die Wüste zu verlassen. Einige engl. Meilen weiter sahen wir uns am Fuß einer Felsenmasse, die schroff aus der Ebene sich erhob. An diese natürliche Festung, Jannah-Siri genannt, knüpft sich mancher Aberglaube. Wer auf dem Gipfel des Felsen schläft, sagt man, unterliegt dem Einfluß des bösen Geistes. In der näheren oder ferneren Zukunft soll Harar zerstört werden und Jannah-Siri in eine blühende Stadt sich verwandeln. Trotz Sage und Aberglauben stieg ich hinauf, handelte aber unklug, denn man bildete sich nun ein, daß ich die Anlage eines Forts versuchen wollte, und das Gerücht davon verbreitete sich nach Harar, noch ehe ich selber dort anlangte. Auf der Plattform, von ehrwürdigen Sykorenren beshanert, fanden wir Ueberbleibsel eines Wall'es, mehrerer Brunnen und Häuser, deren Ruinen nun einen Zufluchtsort bildeten für Nachtenten und Raubvögel.

Nachdem wir nach einstündigem Marsche die Spitze einer Anhöhe erreicht hatten, veränderte sich der Anblick des Landes auf eine fast magische Weise. Vor uns entfaltete sich eine kleine Alpenwelt, welche auf dieser Seite die zweite Stufe des großen äthiopischen Tafellandes bildet. Die Seiten dieser Hügel waren mit schwarzen Tannen besetzt, ihre Spitzen mit

rankendem Kaktus. Zu unseren Füßen, in einem tiefen Thale, schlangelte sich ein Bach, ein wahres Labsal für unsere vom Anblick der dürren Wüste ermatteten Augen, hinten am Horizont, hinter einer verworrenen Masse von Berg und Thal, zog sich eine lange blaue Linie hin, so zusammenhängend, daß sie dem Meere gleich, wenn man es aus der Ferne erblickte; hinter uns glänzte, die Sonnenstrahlen zurückwerfend, die Wüste. — Wir hatten die ersten Gebiete eines civilisirten Landes betreten, wo der Mensch, auf das Hirtenleben verzichtend, sich dem Anbau der Erdscholle widmet und eine selbsthäte Lebensweise beginnt. [...]

[210] Am folgenden Tage gelangten wir zu guter Zeit nach Wilensi, dem Wohnort des Gerad (Häuptlings). Dieser war jedoch abwesend, um das Zusammenreiben einer Heerde von 200 Kühen zu überwachen, die für den Emir bestimmt waren als Entgelt für das Blut eines Bewohners von Harar. Meine Begleiter wurden im Dorfe vertheilt; ich nebst zwei Gefährten in die Wohnung der hübschesten der Frauen des Gerad geführt. Sadiyah — so hieß sie — war groß, wohlgebaut und von hellbrauner Hautfarbe. Ihr Schmuck bestand in einem breiten Toba von Harar, in silbernen Ohrringen und einem Halsband von silbernen Glöckchen. Sie ließ sogleich ein Nachlager für uns an einer bequemen Stelle herrichten und uns ein Mahl vorsetzen, das aus gekochtem Rindfleisch, Kürbissen und Kuchen bestand. Mein Aufenthalt in dieser Wohnung gestartete mir, das häusliche Leben der selbsthäten Somali näher zu beobachten.

Das Innere der Gambisa ist immer sehr einfach. Sobald man die Thür hinter sich hat, die aus einer einzigen Diele geformt und in hölzerne Angeln gehängt ist, findet man einen durch geflochtene Gitter in drei Abtheilungen gesonderten Raum, für die Männer; Weiber und das Vieh bestimmt. Die Pferde und Kühe durch Fesseln zusammengehalten, sind links vom Eingang logirt und bringen in die Wohnung eine erschreckliche Menge [211] von Ungeziefer. Die Frauen nehmen die rechte Seite ein, woselbst sich ein breit aufgenauerter Feuer-

heerd befindet. Der hinterste Raum endlich, der zugleich wegen seiner Entfernung von der Thür der angenehmste ist, gehört den Männern. Die Balken des Dachs sind von Rauch völlig geschwärzt; nur dann, wenn der Rauch gar zu lästig wird, öffnet man ein kleines Fenster, das bestimmt ist, ihm einen Ausweg zu verschaffen; aber man nimmt selten zu diesem Mittel seine Zuflucht, weil der Rauch ebenso wie das Fett und der Schmutz zur Erhaltung der Wärme beitragen und darum allen Wilden gefallen. Der Hausrath ist nicht minder einfach, als die Wohnung selber. Ein junger Baumstamm, dessen Zweige man als Haken zugerichtet hat, trägt die Schilde, die Lanzen lehnen an der Wand, Kleider und Alles, was sonst von den weißen Ameisen erreicht werden kann, sind an Pflöcken, die man in die Mauer getrieben hat, oder am Central-Pfeiler, welcher das Dach trägt, aufgehängt. Das Geschirr besteht aus Kürbissaschen, die man im Rauch getrocknet hat, aus kleinen Tassern von grobem Steingut aus Harar, aus großen hölzernen Schalen und endlich aus ziemlich geschützten Löffeln. Das Haus, das mich aufnahm, hatte zu Bewohnern die Geradah und ihr kleines Kind, einige Sklavinnen, einen Gallas und mehrere Somali-Sklaven. So hörte ich – das Arabische ungerechnet – um mich drei verschiedene Sprachen: das Harari, Gallas und Somali.

Noch vor Tagesanbruch steht die Hausfrau auf, weckt ihre Sklavinnen und macht sich an die Zubereitung des Morgenmahls. Da der Mechanismus einer Mühle gänzlich unbekannt ist, so wird die Kraft des Armes in Anspruch genommen, um auf einer Steinplatte vermittelst einer schweren steinernen Walze, die man an beiden Enden faßt, während der Körper mit seinem ganzen Gewicht darauf drückt, das Holks-Korn zu zerquetschen. Durch wiederholte Besprengung bildet man aus dem Mehl eine ziemlich feine Teigmasse, die man alsbald im Ofen bäckt. DemgemäÙ braucht man mehrere Stunden Arbeit, um einige Pfund Brod zu bekommen. Um 6 Uhr des Morgens erscheint das nahrhafte Frühstück, das in gebratenem Rind- oder Hammelfleisch und Mehlkuchen, Alles in

Fleischbrühe getraucht, besteht. Nur theilweise ist bei den Männern das Waschen gebräuchlich, aber Alle bedienen sich der Zahnbürste, bevor sie sich an's Essen begeben, da sie die Gewohnheit haben, Taback zu kauen. Nach dem Frühstück gehen sie [212] an die verschiedenen Beschäftigungen und führen das Vieh auf die Weide bis 11 Uhr, zu welcher Stunde das Mittagsmahl gehalten wird, das abermals aus Fleisch mit Brod und Kuchen aus Hirsekorn besteht. Man verachtet das Fleisch der Vögel und das Gemüse hält man für eine nur dem Vieh angemessene Nahrung. Den Tag über ist die Thür niemals geschlossen; Männer, Frauen und Kinder kommen in Masse herein und die Geradah begnügt sich, ihnen zuzuschreien, ob sie einen Affen sehen wollten? Namentlich erregt mein Trinkhorn ihre Verwunderung: einige meinen, es sei ein StrauÙenhals, andere es sei eine Schlange. Studyah dagegen, welche seinen Gebrauch kennen gelernt hat, bestürmt mich mit Bitten, ihr damit ein Geschenk zu machen. Die Sklavinnen sind ohne Unterlaß beschäftigt, das Korn zu zerquetschen, die Speisen zu kochen und mit lauter Stimme sich zu zanken. Die Männer haben geringe Arbeit. Sie bringen ihre Zeit damit hin, daß sie Taback kauen, schwatzen und ihr Haar frisiren lassen durch einen Haarkünstler von Profession. Abends kehrt das Rindvieh sammt den Pferden nach Hause zurück. Sobald die Kühe gemolken sind, beginnt man mit großem Appetit die Abendmahlzeit. Man setzt sich dann unter fröhlichem Geplauder um den Feuerheerd, um Farshü oder Hirsebräu zu trinken. Mehr als einmal hab' ich dieses Getränk gekostet und fand es immer abschewlich; es steigt zu Kopfe, ohne Zweifel wegen der giftigen Rinde, mit der es gemischt ist. Man trägt es in Kürbissaschen auf und trinkt es aus Bechern von derselben Masse. Wie die Flüssigkeit ihre herauschende Wirkung äußert, so wächst die Lustigkeit der Trinker. Am folgenden Morgen erweichen sie mit schweren Augenlidern und hetigen Kopfschmerzen; aber diese Unbequemlichkeit, die wir fürchten, weil wir ein arbeitsamer Menschenenschlag sind, belästigt durchaus nicht die trägen Somalis,

denn sie treibt sie zum Schlaf und beschäftigt zugleich ihren stets leeren Geist. « Es war der Somali-Stamm der Ghiri, dessen Bekanntschaft Burton gemacht hatte.

Die Stadt Hätar wurde am 3. Januar 1855 glücklich erreicht. Sie liegt in der zweiten Hügelreihe, welche die Ausläufer der von N. nach S. durch das östliche Afrika sich ziehenden Hauptkette bilden. Nach Berechnung des zurückgelegten Weges schätzte Burton die Lage auf 9° 20' nördl. Br. und 42° 17' östl. L. v. Greenwich – etwa 175 Meilen südwestlich von Zeyla. Da das Wasser schon bei 200° F. kochte, bestimmte er die Höhe über dem Meere auf 5500 Fuß. Die Stadt zieht sich nach Westen an [213] einem Hügel aufwärts, entsprach aber in ihrem düsternen Aussehen keineswegs den Erwartungen des Reisenden. Sie ist ganz unregelmäßig gebaut, die Straßen sind steil, die Häuser sehr roh aus Granit, Lehm und Holz erbaut, haben platte Dächer, aber kein zweites Stockwerk. Das einzige größere Gebäude ist die Hauptmoschee mit zwei Minaretts, gleichfalls ganz roh aufgeführt. [...] Von der religiösen Zucht des Islam ist hier wenig zu spüren; Priester und Laien berauschen sich fleißig in Meth und Farshü und der Sulhan hat sich genöthigt gesehen, eine nächtliche Straßenspolizei einzurichten, welche Trunkenbolde und Verliebte aufgreift und mit der Bastonade bestraft. Die Frauen sind nicht häßlich und ihr Gesicht nähert sich der kaukasischen Form. Sie tragen blaue baumwollene Hemden mit schlarlachrothen Zwickeln auf der Brust und dem Rücken; um den Leib schlingen sie einen Shawl aus Baumwollenstoff, um den Kopf wickeln sie ein weißes Musselinnuch, das Gesicht bleibt unverschleiert. Sie haben eine raue Stimme, rauchen Taback und zechen mit den Männern um die Wette.

Der Sulhan von Hätar, seiner Herkunft nach ein Gallahaupter vom Chalif Abubeker abzustammen und führt den Titel: Sultan Ahmed ben Sulhan Abubeker. Es war Klug von Burton, daß er sich geradezu als Engländer dem Despoten vorstellte ließ, denn die Türken werden in Hätar mehr gehaßt als die Christen und von Englands Macht hatte man

schon hinlänglich Kunde. Burton wagte sich also in die Höhle des Löwen; er traf ihn in einem dunkeln Gemach mit geweißten Wänden, an denen rostige Luntenspitzen und blanke Kerthen die einzige Verzierung bildeten. Der Sul-[214]-fan, ein bartloser Bursche von 22 bis 24 Jahren, sah kränklich aus, gelb von Hautfarbe mit gerunzelten Brauen und geschwellenen Augen. Er trug ein rothes Gewand mit Pelz verbrämt und einen weißen Turban, der um eine rothe, kegelförmige Mütze gewunden war. Zur Seite in zwei Reihen stand der Hofstaat, seine Vettern und Verwandten. Von zwei Kammerherren am Arm gehalten, wurde Burton gleichsam hingezogen vor die sultanische Majestät und genöthigt, die hagere gelbe Hand des Despoten zu küssen. Der Reisende gab sich für das aus, was er war, und betrieb sich auf die freundlichen Beziehungen, welche zwischen dem Gouverneur in Aden und dem früheren Chef Abubeker bestanden haben sollen. Der Emir lächelte gnädig und Burton durfte 10 Tage in Hätar bleiben. Das Geschenk eines schönen Revolvers an den Emir sicherte ihm ungefährteten Abzug und Burton athmete wieder auf, als er die düstere Stadt im Rücken hatte.

Man hat nicht mit Unrecht Hätar das Timbuktu von Ostafrika genannt; sie ist eine bedeutende Handelsstadt, bildet namentlich den großen Markt für Gallassklaven, die über Berbera vom Emir von Mascat gegen Reis und Darteln ausgeführt werden, und den großen Stapelplatz für Kaffee, feine Baumwolle, Gummi, Taback und Getreide aus den Galläländern. Der Kaffee, welchen wir unter dem Namen Mokka-Kaffee kaufen und trinken, ist nicht immer arabisches Produkt, sondern häufig afrikanisches Gewächs aus dem Gallagebiet. Landschar, sieben Tagerisen westlich von Hätar. Ellenbein ist ein Monopol des Emirs. Die Tobias (Gewänder) von Hätar sind weit und breit berühmt; obwohl mit der Hand gewoben, sind sie doch schöner und dauerhafter als die Erzeugnisse der Maschine. In Hätar wird weder Wege noch Gewicht geduldet, und dieses Verbot kommt der Stadt zu Gute, denn die Kaufleute betrügen die armen Hirten auf

schanlose Weise. Das Land hat am Golfe von Aden zwei Ausflußmäkte: Zeyla und Berbera. Zeyla wird jedoch wegen alter Feindschaften nicht von den Härariten besucht, sondern nur Berbera. Dahin ziehen im Januar und Februar zwei kleine Karawanen, am Ende des Frühjahrs aber die große Karawane, die aus 2000 Personen und 3000 Lastthieren bestehen soll. »Wer in Berbera befehlt, hält Härar am Bart«, so lauter das landesübliche Spruchwort, und in Berbera ist bereits der englische Einfluß wegen der Nähe Adens mächtig.

Der gute Erfolg seiner Reise nach Härar hatte dem unternemenden [215] Burton Muth gemacht, im folgenden Jahre (1855) sich abermals nach der Somali-Küste einzuschiffen, und wenn diese näher erforscht sei, weiter nach dem Mendegebirge vorzudringen, auf diesem Wege vielleicht zu den Nilquellen zu gelangen. Als Burton in Berbera anlangte, traf er Alles in größter Aufregung, denn kurz zuvor war die Karawane von Härar eingetroffen und man war nur mit Handel und Tausch beschäftigt. Den Haupthandelsartikel bildeten 500 Sklaven beiderlei Geschlechts. Am 9. April machten sich die Beduinen zur Abreise fertig, denn ein Gewitter verkündet den Eintritt des »Gupi« oder Somali-Moussons; in größter Hast wurden die Kamelle geladen und am 15. April war die Stadt schon wie ausgekehrt. Die Somali-Expedition, aus den vier Lieutenants Burton, Stroyan, Herne und Speke bestehend, wartete nur noch auf den Postdampfer, um auch unverzüglich aufzubrechen. Auf der Hügelfläche am östlichen Ende der Bucht von Berbera hatten die Engländer ihr Lager aufgeschlagen, innerhalb Steinwurfweite vom Meere, und ungefähr eine halbe engl. Meile von der Stadt. Am 18. April segelte ein Boot in die verlassene Bucht und brachte von Aden zehn Somali, welche Burton zu begleiten wünschten. Dieser nahm nur vier von ihnen an, ließ aber den Kapitän und die Mannschaft des Bootes bewirthen. Die folgende Nacht stellten sich Spione beim Lager ein, die sowohl die Engländer, wie deren Somali-Leute zu täuschen wußten. Burton, nichts

Arges ahnend, fühlte sich so sicher, daß er bloß zwei Schildwachen, wie gewöhnlich, ausstellte, während die Uebrigen ruhig schliefen.

»Zwischen 2 und 3 Uhr Morgens« — erzählte Burton — »erweckte mich das Geschrei, daß der Feind angriffe. Meine erste Ordre richtete sich an Lieutenant Herne, er solle mit seinem Drophistol in der Richtung des Angriffes vorgehen; dann befahl ich den Lieutenants Stroyan und Speke sich zu bewaffnen und in Bereitschaft zu setzen, und ließ mir von meinem Diener den Säbel reichen. Mitterwelle kam Lieutenant Herne hastig von hinten in's Zelt, mit der Nachricht, daß unsere Leute, zwölf an der Zahl, mit Flinte und Säbel bewaffnet, die Flucht ergriffen hätten, und die Feinde 150 Köpfe zählten. Lieutenant Stroyan, der in einem anderen Zelt lag, kam nicht zum Vorschein, und wir drei übrigen Offiziere waren genöthigt, [216] das unsrige mit den Drophistolen zu vertheidigen, deren Wirkung wegen der Finsterniß sehr fraglich blieb. Als unsere Schüsse erschöpft waren und der Feind mit Speer und Wurfspeiß uns härter zusetzte, konnten wir unseren Posten nicht länger halten; das Zelt wankte schon unter den Keulenschlägen, und wären wir in seine Fäden verwickelt worden, so hätte man uns ohne jeden Widerstand erschlagen. Ich gab den Befehl zum Ausfall und sprang hinaus, den Säbel in der Faust, dicke hinter mir. Lieutenant Herne, während Lieutenant Speke den Rücken deckte. Der erstere drang durch den Feind und kam mit einigen schweren Keulenschlägen davon, der andere ward von einem Stein an die Brust getroffen, niedergeworfen und zum Gefangenem gemacht. Als ich das Zelt verließ, glaube ich den Körper des Lieutenant Stroyan dicke bei den Kamelen am Boden liegen zu sehen. Mitterwelle hatten mich ein Dutzend Feinde umringt, deren Keulen unbarmherzig auf mich losschlugen, während meine Säbelhiebe durch die heftigen Stöße eines Dieners unsicher gemacht wurden, der mich vorwärts trieb und auf diese Art zu retten hoffte. Die Klinge war schon gehoben, um ihn niederzumachen, und er stieß bereits ein

Angstgeschrei aus. In diesem Augenblicke aber sprang ein Somali vor und wart seinen Speer, der mir in's Gesicht drang. Ehe ihn die Strafe erteilen konnte, war der Angreifer schon wieder verschwunden. Nun wich ich zurück, um Hülfe zu suchen, der Feind aber hielt es gerathen, uns in der Dunkelheit nicht weiter zu verfolgen. Viele unserer Somali und unserer Diener lauterten hundert Yards von dem Gemetzel, aber sie waren nicht zu einem Angriff zu bewegen. Der Blutverlust brachte mich einer Ohnmacht nahe und ich mußte mich niederlegen. Als der Tag graute, bemerkten wir, daß das Boot sich anschickte, den Häfen zu verlassen. Mit dem geringen Rest meiner Kräfte erreichte ich die Spitze des Vorgebirges der kleinen Bucht, wurde in das Boot gebracht und überredete die Mannschaft, sich zu bewaffnen und den Schauplatz der Niederlage zu besichtigen. Unmittelbar darauf erschien Lieutenant Herne und nach ihm Lieutenant Speke, der zwar aus der Gefangenschaft entsprungen, aber schlimm verwundet war. Endlich ward auch die Leiche des Lieutenant Stroyan an Bord gebracht. Ein Speerstich war ihm durchs Herz gedrungen, auch der Unterleib hatte einen Lanzenstich und am Vorderkopf gähnte ein schrecklicher Hieb. Der beklagenswerthe Offizier hatte [217] genden, sein Körper war steif und kalt, und wir begruben ihn am 20. in der Tiefe, während Lieutenant Herne den Beerdigungssermon las. Der Schmerz überwältigte uns, da wir ein Leben wie Brüder geführt hatten.»

Es war freilich nur eine Räuberschaar, welche die Reisenden überfallen hatte, aber die Expedition war für dies Mal verthelt.

HERMANN WAGNER

Entdeckungsreisen in der Heimath

1866

[VI. 43]

Braunkohlenlager.

Albert an seinen Bruder Karl.

Lieber Karl!

Wir haben eine Braunkohlengrube besucht. Neben der Strafe waren ein paar Häuschen auf dem Felde und bei demselben lag ein großer, großer Haufen Braunkohle. Sie sah aus wie Chokoladenpulver. Die Leute hatten ein tiefes Loch in die Erde gegraben, einen Schacht. Ueber diesem Loche stand eine Winde zum Drehen und ein langes Seil hing daran, damit ward die Braunkohle in [44] einem Kasten aus der Erde herausgezogen. Unten in der Erde waren Arbeiter, diese hackten die Kohle los und luden sie in den Kasten. Daneben stand auch eine lange Pumpenröhre und reichte in die Grube hinein. Eine Windmühle befand sich nicht weit davon und trieb die Pumpe. Wenn sich die Mühle drehte, pumpte sie das Wasser aus der Grube.

Wir haben uns nicht mit in den Schacht hinterleierten lassen, denn er sah gar zu schmutzig aus. Die Leute sagten: es sei auch unten weiter gar nichts zu sehen als Braunkohle und etwas Schlamm dazu.

Neben den Häusern war ein großer Platz. Dort rührten Männer die Braunkohlenerde mit Wasser zu einem dicken Brei an und traten mit den Beinen darin herum. Du kannst Dir denken, wie sie aussahen, so schlimm wie die Schornsteinfeger. Wenn der Brei gehörig durchgeknetet war, thaten sie ihn mit den Händen in einen viereckigen hölzernen Kastennahmen mit vier Fächern. Der Rahmen lag auf einem Brete und dies auf einem Tische. Dies war eine Ziegelform. Sie strichen den

Brei dann glatt, trugen ihn auf dem Brete nach dem Platze und drehten den Rahmen an der Erde schnell um. Sie nahmen nun das Bret und den Rahmen weg, und es lagen dann, jedesmal vier nasse schwarze Braunkohlziegel da.

Wenn die Ziegel nach ein paar Stunden etwas abgetrocknet und fest geworden sind, stellen die Arbeiter sie auf die schmale Seite und nachher auf ein Lattengestell mit einem Regendach. Dort müssen sie ganz trocken werden. Dann kommen aus der Stadt Wagen, laden die trockenen Braunkohlensteine auf und fahren sie nach der Stadt. Die Leute in der Stadt brennen die Braunkohle im Ofen, wie wir das Holz.

Ich habe Dir in die Schachtel auch ein Stück Braunkohle mit hineingethan, das kannst Du in den Ofen stecken und sehen, wie es brennt. Greif' es aber nicht mit der bloßen Hand an, sonst bekommst Du so schmutzige Finger wie

Dein

Albert.

Hermann an seinen Bruder Karl.

Lieber Karl!

Die Botenfrau wird Dir mit diesem Briefe auch eine Schachtel geben, in welcher mehrere Sorten Braunkohle sind. Wir haben ein paar Braunkohlen-[15]werke besucht, die dicht an unserm Wege lagen, und von jedem habe ich eine Probe mitgenommen.

Die Sorte Nr. 1 sieht gerade aus wie halbrundes, mürbes Holz. Es ist wirklich auch Holz, aber von Nadelholzstämmen, die jetzt nicht mehr hier wachsen, sondern die sich jetzt nur in Amerika finden. Sie haben hier vor alten Zeiten Wälder gebildet, die im Wasser untergegangen und in der Erde begraben worden sind. Wir haben große Baumstümpfe gesehen, die mit der Axt gespalten wurden, gerade wie gewöhnliches Holz. Diese Stämme sind aber nicht eigentlich verfault, son-

dern verkohlt. Der Vater sagt: das frische Holz bestehe aus Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff. Liegt das Holz im Wasser, so daß die Luft nicht dazu kann, so verfault es nicht. Es trennt sich allmählig der Wasserstoff und Sauerstoff von ihm und der Kohlenstoff bleibt allein übrig.

Die Sorte Nr. 2 sieht aus wie braune Erde. Sie brennt ebenfalls im Ofen, wenn sie gehörig getrocknet ist, nur nicht so schön wie Holz. Sie glimmt mehr. Sie ist ebenfalls aus Holz oder anderen Pflanzentheilen entstanden, aber dabei in Pulver zerfallen.

In dem Papiersäckchen Nr. 3 findest Du noch eine Braunkohle von gelblicher Farbe, die fast aussieht wie Lehm. In ihr haben sich bei dem Verkohlen auch viele ölige, fettige Stoffe erzeugt. Sie wird hier besonders in einer großen Fabrik benutzt, um Solaröl und Paraffinkerzen daraus zu machen. Man thut diese Braunkohle in verschlossene Gefäße und erhitzt sie. Die fertigen, öligen Stoffe in ihr verdampfen und der Oeldampf zieht durch ein Rohr ab. Man kühlt nachher den Dampf und erhält eine ölige Flüssigkeit, die sehr stark riecht und leicht brennt. Diese wird gereinigt und in verschiedener Weise behandelt, je nachdem man Öl oder Kerzen daraus machen will.

Der Vater hat uns davon erzählt, wie die Braunkohlen früher entstanden sind. Es ist aber zu lang, als daß ich es Dir hier schreiben könnte. Die Botenfrau wartet schon auf den Brief.

Du erhältst also wieder drei neue Sorten für Deine Stein-
sammlung, dazu noch viele Grübe an Alle von

Deinem

Hermann.

[67] *Die Trinkhalle.*

Albert an seinen Bruder Karl.

Lieber Karl!

Wir sind jetzt in der Stadt und wohnen bei dem Onkel in einem schönen, großen Hause. Es giebt hier sehr viel Neues zu sehen; ich werde Dir wahrscheinlich alle Tage einen Brief schreiben, wenn ich nicht zu müde oder zu hungrig bin.

Gestern Nachmittag kamen wir zur Stadt und waren sehr durstig. Das erste Häuschen am Stadthore war eine »Trinkhalle«. Es war sehr niedlich aus Holz gebaut und angenehm, fast wie ein Tempelchen. An der Wand inwendig stand mit großen Buchstaben angeschrieben: »Kohlensaures Wasser, – Sodawasser, – Selterswasser«. – Auf dem Verkaufstische standen viele Gläser und dahinter war ein Mädchen, welches das Wasser verkaufte. Der Vater ließ für [68] jeden von uns ein Glas voll einschenken und mußte für jedes Glas Wasser einen halben Silberroschen bezahlen. Hast Du das schon einmal gehört, daß man Wasser kaufen muß! Es war dies aber kein solches gewöhnliches Wasser wie vom Brunnen, sondern »kohlensaures«. Das Mädchen hielt ein Trinkglas unter eine Messingröhre, die an einem Pfeiler am Ladentische war, dann drehte sie an einem Hahn und das Wasser lief heraus in das Glas. Dieses Wasser schmeckte wunderschön. Es kribbelte in der Nase beinahe wie Bier und auch auf der Zunge. Der Vater sagte: das Kribbeln sei von der Kohlensäure, welche die Leute in das Wasser hingemacht hätten. Das Wasser war auch sehr schön kalt, die Leute haben Eis dabei liegen, um es abzukühlen.

Ich habe den Vater gebeten, daß er eine Flasche solches Wasser für die Mutter und für Dich gekauft hat. Die Botenfrau soll sie Euch mitbringen. Wenn Ihr das Wasser trinken wollt, so müßt Ihr den Draht abmachen, der über dem Stöpsel ist, dann springt der Stöpsel von selbst los und es knallt wie eine kleine Pistole. Die Mutter braucht aber nicht zu erschrecken,

denn es ist keine Gefahr dabei. Ihr müßt das Wasser gleich trinken, so wie es eingeschickt ist, – wenn Ihr es länger stehen laßt, verfliegt die Kohlensäure und das Wasser schmeckt dann schlecht. Wohl bekomm's Euch!

Dies wünscht

Dein

Albert.

[143]

Der Dampfwagen.

Hermann an seinen Bruder Karl.

Lieber Karl!

Heute sind wir auf dem Dampfwagen gefahren! Da fährt es sich viel schöner als auf einem andern Wagen. Wenn wir zu Hause mit unserm kleinen Wagen fahren und den Bello vorgespannt haben, dann merkt man es jedesmal, wenn der Wagen über einen Stein geht. Du weißt, wie das rumpelte und rüttelte, als wir mit Schulze's Leiterwagen auf der neuen Straße fahren und die Pferde Trab liefen. Wir konnten uns kaum fest genug halten und wären vor Lachen und Schreien bald vom Wagen gefallen. Auf dem Dampfwagen merkt man dagegen gar nichts vom Stoßen, nur manchmal zittert es ein klein wenig. Die Räder laufen aber auch nicht auf der Erde und über die Steine, sondern auf glatten Eisenschienen. Die Wagenkasten liegen nicht auf den Achsen, wie bei unserm kleinen Wagen, sondern werden von starken Federn aus Stahl getragen. [144] Statt der Pferde ist der Dampfwagen (die Lokomotive) vorgespannt. Wir waren eine halbe Stunde früher auf dem Bahnhof, ehe der Zug abging, und haben uns Alles ordentlich besehen. Es war gar vielerlei Hübsches hier, ich will Dir aber blos von dem Dampfwagen erzählen.

Die Lokomotive ist aus Eisen, Kupfer und Messing gebaut. Sie steht auf 6 Rädern aus Eisen. Vier davon sind sehr groß, die zwei hintern sind kleiner. Unten ist ein Feuerloch wie in

einen Koochofen. Ueber dem Feuer ist ein großer Wasserkessel, der ringsum verschlossen ist. Das Feuer brennt nicht blos unter dem Kessel, sondern es schlägt auch in vielen Röhren mitten durch das Wasser hindurch, so daß dieses immerwährend tüchtig koocht und sehr viel Dampf bildet. Der obere Theil des Kessels ist leer, dort kann sich der Dampf sammeln. Der Dampf will sich immermehr ausdehnen. Oben auf dem Kessel ist eine Klappe (ein Ventil), die durch eine stählerne Feder auf ein Loch in dem Dampfessel gedrückt wird. Steht die Lokomotive still und es sammelt sich zu viel Dampf in dem Kessel, so kann dieser leicht entzwei springen und die Leute verbrennen. Deshalb hat man eben jene Klappe gemacht. Wenn der Dampf zu stark wird, drückt er die Klappe zurück und der überflüssige Dampf fährt heraus.

Der Lokomotivführer kann auch den Dampf durch eine Pfeife heraus-[1+5]lassen; das pfeift so laut, wie kein Mensch pfeifen kann, viel stärker als die allergrößte Trompete.

An jeder Seite der Lokomotive ist wagerecht eine eiserne Büchse festgemacht, ähnlich wie eine recht große Klatschbüchse. Es ist auch ein ähnlicher Stöpsel oder Kolben darin, aber von Eisen. Die Büchse ist an beiden Seiten verschlossen.

Nun ist es so eingerichtet, daß der Dampf aus dem Kessel einmal an der einen Seite an den Stöpsel kommt und diesen vorwärts schiebt, dann kommt er von der andern Seite daran und schiebt ihn wieder zurück. So schiebt sich der Stöpsel oder Kolben immer hin und her. Von dem Kolben aus geht eine Eisenstange nach dem mittelsten großen Rade und wenn er sich hin- und herschiebt, wird das Rad umgedreht, gerade so wie unser Spinnrad.

Der Dampf hat aber eine ungeheure Kraft. Bei dem Zuge, mit dem wir fahren, waren 20 Wagen hinter der Lokomotive angehängen. Das Gewicht der leeren Wagen war außen daran geschrieben, die meisten wogen gegen 200 Centner, alle also 4000 Ctr. In unserm Wagen saßen 30 Leute, die wahrscheinlich 25 Ctr. gewogen haben; die Leute und die Güter des

ganzen Zuges mögen wol auch 1000 Ctr. betragen haben, also zusammen 5000 Ctr. Diese ganze Last zog der einzige Dampfwagen fort und zwar viel schneller, als ein Pferd laufen konnte. Reche einmal aus, wie viele Pferde hätten vorge-spannt werden müssen, wenn sie auf gewöhnlichem Wege eine solche Last hätten forziehen wollen, und Du annimmst, daß jedes Pferd 20 Ctr. ziehen kann!

Wenn ich nach Hause komme, wollen wir einmal sehen, ob wir aus Pappe einen solchen kleinen Dampfwagen bauen können, aus Eisenblech wäre er freilich noch besser. Eine Eisenbahn können wir leicht machen; wir nehmen Holzlaten dazu. Dann machen wir auch Wärehäuschen und Telegraphenstangen daneben; auch einen Tunnel. Der Tunnel ist nämlich ein großes Loch, welches die Leute wagerecht durch einen Berg gearbeitet und innen ausgemauert haben. Die Eisenbahn fährt durch dasselbe hindurch, wie durch einen Keller, und eine Zeitlang sitzt man ganz im Finstern. Um so größer ist der Spaß, wenn es hernach auf einmal wieder hell wird.

Es grüßt Dich bestens

Dein

Hermann.